Nemesis. L.

Nemesis.

Von

Helene von Hülsen.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
Ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Berlin 1883.
Verlag von Otto Janke.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzessin Louise von Preußen

in tiefster Ehrerbietung

gewidmet

von

Helene von Hülsen.

Das erste Buch.

Erstes Kapitel.

Es ist schon lange her, weit über dreißig Jahre, und was das im neunzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Dampfkraft und Erfindungen, der wissenschaftlichen Forschungen und der politischen wie socialen Umwälzungen sagen will, das tritt jedem denkenden und gebildeten Geiste sofort vor Augen.

In Frankreich saß Louis Philipp gemüthlich auf seinem Throne und man freute sich der Staatsklugheit des sogenannten „Bürgerkönigs". — In Rußland gab Kaiser Nikolaus dem übrigen Europa so ziemlich ausschließlich Gesetze, oder er zeigte den Herrschern und Völkern vielmehr, „was Despotismus und absolutes Regiment leiste und für das Wohl der Unterthanen zu bedeuten habe." — In Deutschland aber sah es so

bunt und wunderlich, so zerfahren, particularistisch, monarchistisch und freiheitsdurstig wie möglich aus, und das nicht minder beneidete als gehaßte Preußen hatte alle Hände voll zu thun, sich der inneren und äußeren Conflicte zu erwehren, die endlich in der Revolution von 1848 zu einer großartigen Umgestaltung führten.

Es ist, wie oben gesagt, schon lange her, und doch ist es mir, als sei alles Das, was ich jetzt erzählen will, erst gestern vor sich gegangen, so frisch, lebendig und deutlich steht das damals Geschehene vor meiner Erinnerung.

Ein wild entfesselter Novembersturm tobte und heulte um das alte, einsam liegende Landhaus, in dem meine Eltern sehr zurückgezogen lebten und wo ich zuerst die Augen dem Lichte des Tages öffnete. Ich zählte ungefähr acht Jahre und war kein besonders begabtes, aber ein sehr aufmerksames und gelehriges Kind, das seinen Eltern und Gespielen ein überwallend zärtliches Herz, — dem Großvater aber eine an Anbetung grenzende Verehrung entgegenbrachte. Heute war dieser nicht, wie sonst doch häufig, von seiner nahe bei Seefelde gelegenen Oberförsterei zu uns herübergekommen. Die Mutter stickte an einem Paar buntwollener Pantoffeln für ihn und der Vater saß mit dem Rücken

gegen den alten schwerfälligen Kachelofen, auf dessen weit geöffneter Röhre einige Aepfel für mich zum Abendimbiß brieten und mit ihrem würzigen, mir besonders angenehmen Dufte, dem Dampf der Pfeife meines Vaters Concurrenz zu machen suchten. Ich befand mich auf einem hochlehnigen Rohrstuhle einfachster Arbeit, mit einem Strickstrumpf neben der Mutter, während Phylax, ein großer brauner Jagdhund, zu meinen Füßen kauerte, und ich abwechselnd auf sein leises Knurren und auf das Rauschen der Bäume und des Regens draußen lauschte.

Plötzlich erhob sich Phylax, schlug laut an und sprang gegen die sorgfältig geschlossene Vorflurthür, an der ein leises, mir jedoch wohlbekanntes Pochen vernehmbar ward. „Herein!" — herrschte mein Vater dem eintretenden Postboten zu, dessen Aufgabe es war, einige Male allwöchentlich die Briefe aus der kleinen, etwa zwei Stunden entfernten Kreisstadt nach Seefelde und Umgegend zu tragen.

Der stark verwachsene, gutmüthig blickende Mann, der dieses Amt bereits über ein Jahrzehnt mit Gewissenhaftigkeit versah, kratzte sich ehrerbietigst die beschmutzten Stiefel an der vor der Thür liegenden Strohdecke ab,

verbeugte sich wiederholentlich und zog die von Regen triefende Mütze.

„Na! — Schlimmes Wetter zum Promeniren, Gottfried! — Thut mir leid, daß Ihr unseretwegen heute noch hinausgejagt seid," sagte mein Vater leutselig und griff nach der bereits von Gottfried aufgeschnallten Ledertasche.

„Gib ihm einen Imbiß und ein Gläschen Kümmel, Klara," fuhr mein Vater, sich zur Mutter wendend, freundlich fort. „Der gute Friede wird es bei diesem Unwetter vertragen können!"

Gottfried schmunzelte und legte die „Spener'sche Zeitung" und einige Briefe in des Vaters Hand, während meine Mutter sich schnell erhob, um die Stärkungsmittel für den Durchnässten herbei zu holen."

„Habe auch noch was Besonderes für Sie, Frau Amtsräthin!" sagte der erkenntliche Gottfried und holte ein mit fünf Siegeln versehenes kleines Packet aus einer Nebentasche.

„Für mich?" fragte die Mutter erstaunt. Dann blickte sie auf dasselbe, ergriff es hastig, und verbarg es, — als sei sie auf etwas Bösem ertappt, — in der Tasche ihres weitfaltigen Kleides. Der Vater sah erstaunt zu ihr hinüber.

„Von wem?“ murmelte er leise.

Sie winkte mit den Augen und streifte mich mit halbem Blick.

„Später, lieber Otto!“ entgegnete sie bittend, nahm die Aepfel aus der Röhre, strich auch für mich ein Butterbrot und sagte dann:

„Else iß jetzt und geh' dann zu Bett. Ich habe noch mit dem Vater allein zu reden!“

Das Gebot zu Bette zu gehen, traf mich wie ein Donnerschlag, und vergällte mir den Genuß der Aepfel, auf den ich mich schon insgeheim gefreut hatte, vollständig. Mit mühevoll verhaltenen Thränen schluckte ich sie hinunter, sagte dem Vater betrübt „Gute Nacht,“ und begab mich dann in mein Schlafzimmer. Die Bekümmerniß, daß mich meine, sonst stets so liebreiche Mutter heute gar nicht weiter beachtete, kämpfte mit der Neugier was das verfängliche Packet eigentlich wohl enthalten möge? und ich grollte demselben. Ich grollte mit dem Absender, mit dem Ueberbringer, und selbst mit meiner Mutter, weil sie mich deshalb eine Stunde früher fortgeschickt und mir ihre gewohnte Freundlichkeit entzogen hatte.

Endlich aber übermannte mich doch der Schlaf, bis ein jäher Lichtstrahl mich weckte und emporfahren machte.

Meine Mutter kniete, einen Wachsstock in der Hand, vor ihrer, unter einem Spiegel zwischen den beiden Fenstern angebrachten Kommode, und verschloß sorgsam einen Brief, während das Päckchen geöffnet auf derselben lag. Als ich auffuhr, wandte sie sich schnell, und ich sah, daß sie geweint hatte.

„Habe ich Dich geweckt, Elsa, armes Kind!" sagte sie liebreich und trat an mein Bett, indem sie mir leicht über die Stirn strich.

Ich hatte ein Gefühl, als müsse ich deshalb um Verzeihung bitten. Da die Mutter aber garnicht zornig, sondern nur betrübt aussah, nickte ich nur, und küßte ihre Hand, die mich so liebevoll gestreichelt hatte.

„Nun, dann mag es ebensowohl heute als morgen sein!" — fuhr meine Mutter fort, ergriff das Päckchen und ließ sich damit auf den Bettrand nieder.

„Dieses Packet enthielt auch etwas für Dich, liebe Elsa, was Du sorgsam hüten und hoch in Ehren halten sollst. Die Person, die es Dir sendet, hat Dich sehr lieb, und den lebhaften Wunsch, daß Du sie wieder ein wenig lieben und recht gut und brav werden mögest!"

Sie reichte mir ein rothes Maroquin-Etui, in dem sich eine in Kreuzform gearbeitete silberne Nadelbüchse mit der Aufschrift:

„Wildbad“,

und ein niedlicher, dazu passender Fingerhut mit meinem Namenszuge befand. Ich riß die Augen weit auf. Noch niemals hatte ich eine so schöne Silberarbeit gesehen, geschweige sie denn mein eigen genannt.

„Von wem ist das? — Und für mich?“ fragte ich, indem ich die mir unermesslich erscheinende Kostbarkeit mit freudigem Staunen betrachtete.

Die Mutter legte den Finger auf den Mund: „Das darfst Du nicht wissen, Elsa, und niemals nach dem Namen der Geberin fragen. Versprich mir das fest und gib mir die Hand darauf, Niemand auf der Welt von diesem Geschenke oder der Art, wie es Dir zugegangen ist, eine Silbe zu sagen. Verstehst Du mich wohl, mein Kind?“

Ich fühlte mich so beängstet und doch auch zugleich so gehoben von dem Gedanken, daß meine Mutter mir solches Vertrauen geschenkt, daß sie mich zur Mitwisserin eines Geheimnisses gemacht, daß ich förmlich vor Furcht zitterte.

„Aber kann ich denn nichts thun, — niemals danken, Mama?“ stammelte ich verwirrt und zaghaft.

„Nichts, als für die gute Unbekannte beten, liebe Elsa. Das aber bitte ich Dich täglich und recht in-

brünstig zu thun, denn sie bedarf es vor vielen Anderen daß man ihrer in Liebe gedenkt, weil sie oft recht unglücklich ist. Aber, wie schon gesagt, niemals ein Wort davon. Es könnte sonst ein großes Unglück geben!" — Meine Mutter küßte mich, setzte das Etui in einen mir gehörenden kleinen Eckschrank, löschte das Licht und verschwand in dem neben meinem Zimmer befindlichen Alkoven, der das Schlafgemach meines Vaters bildete. Meine Aufregung war unbeschreiblich. Nur wer in seiner Jugend einmal etwas tief Geheimnißvolles erlebt und eine gleich lebhafte Phantasie wie die meinige war, besitzt, kann sich davon eine Vorstellung machen. Stunden hindurch warf ich mich mit glühenden Wangen und pochenden Schläfen auf den Kissen umher. Der Postbote, das kostbare Geschenk, der heulende Sturm, die verweinten Augen meiner Mutter, und die Verpflichtung der Geheimhaltung wie des täglichen Gebetes für die „gute Unbekannte" — — Alles das erregte und beschäftigte meine Gedanken in bisher nicht dagewesener Weise. Als ich dann endlich, — der dumpfe Ton der nahen Thurmuhr hatte längst die Mitternacht verkündet, — in einen unruhigen, von seltsamen Träumen bewegten Schlummer gesunken war, erwachte ich am nächsten Morgen mit einem Gefühle

als ob ich plötzlich um zehn Jahre älter geworden sei — — denn nur erwachsene Personen wurden doch sonst — wie ich oft gehört — zu Hütern von Geheimnissen gemacht, nur solchen pflegte man Mitwissenschaft und Verantwortlichkeit dieser Art aufzulegen.

Zweites Kapitel.

Das Ideal meiner Kindheit und ersten Jugendzeit war mein Großvater, der Oberförster von Ewaldstein. Ich liebte meinen Vater und hing mit kindlicher Zärtlichkeit an meiner Mutter. Von der an Schwärmerei grenzenden Verehrung aber, mit der ich zu meinem Großvater aufblickte, hatte ich für Niemand sonst etwas übrig, und ich lebte und webte — so zu sagen — darin.

Der alte Herr war aber auch gar zu gütig gegen mich. Niemand verstand es wie er, meine kindlichen Freuden und kleinen Leiden zu theilen, mein lebhaftes Temperament zu zügeln und mich zugleich zu unterhalten und zu beschäftigen. Er schenkte mir schöne Bilderbücher und Erzählungen, lehrte mich das Ballspiel und Reifenspringen, das er als eine höchst zweckmäßige Leibesübung bezeichnete, und holte mich oftmals sogar

zu Fuß von Hellholz, das mein Vater als Besitzer bewirthschaftete, ab, damit ich ihn in Feld und Wald begleitete. Für einen tüchtigen Oberförster gibt es stets zu thun und nach dem Rechten zu sehen. Für mich aber war es stets ein Fest, wenn ich so mit dem Großvater, der mit der Flinte auf dem Rücken und der Jagdtasche über der Schulter neben mir ging, die Forsten durchstreifen und auf die Beerenlese oder den Vogelfang gehen durfte. Besser mundete das Butterbrot niemals, als wenn wir Beide dann, sei es auf moosigem Waldgestein oder im duftigen Farrenkraute hingestreckt, nach weiten Wanderungen plaudernd und essend neben einander ruhten. Nicht nur die angeborne und anerzogene Ehrfurcht, sondern auch ein schrankenloses Vertrauen erfüllte mein Herz und Sinn, wenn ich so in das biedere Antlitz des theuren Mannes schaute, in das Freud' und Leid, Sorge und Erfahrung manche tiefe Furche gegraben hatten. Selbst erlebt hatte ich zwar natürlich nichts davon. Jedoch gehört hatte ich oft von den Eltern, wie von des Großvaters alter, mir stets hold gesinnter Haushälterin, daß derselbe manchen Kummer gehabt, und schließlich in meiner Mutter allein einigen Ersatz gefunden habe. „Aber wo war denn die Großmutter?“ fragte ich einstmals die alte Friederike in

kindlichem Fürwitz. „Sprechen Sie bei Leibe nicht von ihr, oder Sie werden Ihren Großpapa tief betrüben und zornig machen!“ entgegnete diese mit halbem Flüstern. „Zornig machen? Kann denn mein Großpapa zornig sein?“ rief ich ungläubig und lachte hell auf. „O Kind, Fräuleinchen, lachen Sie nicht!“ sagte Friederike unwillig und schüttelte ihr graues, gewöhnlich in malerischer Unordnung frisirtes Haupt. „Wenn Jemand unserem guten Herrn anhängt, so bin ich es, bei Gott, und es wäre schlecht, wenn ich ihm alle Fürsorge und Nachsicht nicht wenigstens mit treuer Ergebenheit vergelten wollte. Aber was einmal wahr ist, bleibt es doch, und so muß ich ehrlich gestehen: packt den Herrn Großpapa der Jähzorn, so ist er fürchterlich und ich möchte lieber ans Ende der Welt, als in seine Nähe gehen!“

Diese Mittheilung überraschte mich sehr. Mein liebreicher Großvater, der für mich kaum jemals ein Stirnrunzeln gehabt, sollte zornig, bis zum Erschrecken heftig sein können? Eine absonderliche Vorstellung!

Kurze Zeit nach dem geschilderten Abende saß ich, mit Schularbeiten beschäftigt, in meinem Zimmer. Die Thür nach dem Gemach meiner Mutter stand halb offen, so daß ich nicht nur einen Theil desselben übersehen,

sondern auch jedes Wort, das darin gesprochen ward, deutlich vernehmen konnte.

Mein Vater war in Geschäften nach der nächsten Kreisstadt gefahren, und meine Mutter, die sich ersichtlich leidend fühlte, hatte sich, ein Buch in der Hand, auf das Kanapé gelegt.

Plötzlich erscholl ein rascher Männertritt. Die Thür im Nebenzimmer öffnete sich hastig, und mein Großvater stand, auffallend blaß und sichtlich erregt, in derselben.

„Bist Du allein, Klara?“

Der Ton klang ungewöhnlich barsch, und ich verwunderte mich nicht, daß meine Mutter erschreckt auffuhr.

„Ja wohl, Papa! — Ist irgend etwas vorgefallen?“

Er trat schnell zu ihr hin, und entgegnete mit gedämpfter, aber nichtsdestoweniger deutlicher und erregter Stimme:

„Fragst Du das ernstlich, meine Tochter, oder meinst Du mich mit dieser Unschuldsmiene täuschen oder gar den Verdacht widerlegen zu können: daß Du mein ausdrückliches Verbot verletzt, — Dein mir fest gegebenes Versprechen gebrochen hast?“

Meine Mutter hatte sich jetzt ganz von ihrem

Kanapé erhoben und stand mit gesenkten Lidern regungslos vor dem sie forschend Betrachtenden.

„Wie, Du verstummst? — Man hat mir also recht berichtet, daß Du ein Packet nebst Brief aus Königsberg empfangen, — von ihr, — einer gewissen Persönlichkeit, — empfangen, und dasselbe nicht unerbrochen zurückgesandt hast?“ — fuhr er auf, und stampfte mit dem Fuße, daß es dröhnte.

Sie erhob flehend die Hände und sah ihn mit solchem Ausdruck von Kummer, Angst und Rathlosigkeit an, daß ich erzitterte.

„Vergib, o vergib! — Urtheile nicht allzustreng, verlange nur das Mögliche, — Menschliche, Vater,“ rief sie unter einem jäh hervorquellenden Thränenstrome. „Wüßtest Du, wie elend und unglücklich, — wie verlassen, — bedrückt und sehnsuchtsvoll —“

„Heuchelei, Larve, Narrenspossen!“ donnerte der Großvater, daß mir die Kniee erbebten. „Sie hat gewählt — den heiligsten Banden für immer entsagt — Ehre, Treue und Pflichtgefühl schmachvoll verletzt und mit Füßen getreten. Und jetzt — wo die Sache sich endlich zu verjähren, die blutende Narbe sich zu schließen begonnen — — jetzt soll der Trumpf aufs Neue ausgespielt — der Kampf um das Einzige — Theuerste

— was ich auf Erden besitze, erneut aufgenommen werden?"

„Aber Vater, mein geliebter Vater, — sie ist — sie bleibt doch —"

„Dir — ihr — dem Kinde — Euch Allen ewig fern — wie ich es mir selbst gelobt — Du selbst es mit einem heiligen Eide bekräftigt hast!" fiel der Großvater leidenschaftlich ein, ergriff der Mutter Hand und drückte sie nieder auf das Kanapé. „Oder ist Dir dieses Gelöbniß etwa leid? — Bereuest Du die Wahl, die Du getroffen, fürs Leben getroffen hast?" fügte er dumpf, mit gewaltsamer Mäßigung seiner Heftigkeit hinzu. „Sprich, Klara, sprich! — Steht die Sache so, dann werde ich das Meinige zu thun, — zu handeln wissen!"

„Um Gott, Vater, nein! Alles, was Du willst und befiehlst, was mein armes schwaches Herz, mein guter Wille vermag!" rief meine Mutter angstvoll, sprang empor und hing an des Greises Hals, während Ströme von Thränen ihre Wangen erneut überflutheten. „Aber bleibe Du uns, was Du uns warst und von jeher gewesen bist. Laß uns niemals Deinen Namen ohne das Bewusstsein Deiner zärtlichen Vaterliebe, ohne die innige Dankbarkeit nennen, die mit unserem Wesen

und Empfinden eins, mit meinem Sein und Fühlen identisch ist."

Er beugte sich über sie und küsste ihre Stirn. „Nun wohl, Klara, mein Liebling, meine einzige Tochter, ich frage nicht mehr, will nicht mehr fragen oder forschen, sondern Dir vertrauen," sagte er weich, indem er seinen Arm um die schlanke Gestalt meiner Mutter legte und sie an sich zog.

„Hast Du wirklich einen Augenblick vergessen, was Du mir — Deinem gegebenen Versprechen — und Deinem — unser Beider Frieden schuldig bist, ich will es für dieses eine Mal dahin gestellt sein lassen. — Aber niemals wieder, Klara, niemals wieder, nicht wahr? Das Herz ist ein unergründliches, trotzig leidenschaftliches und vor Allem ein unberechenbares Ding, in dem fast bei jedem Menschen, neben dem guten Engel auch die Schaar der Dämonen wohnt. Wecke sie niemals wieder in dem Meinigen, meine Tochter, denn wahrlich — weder die Zeit noch mein graues Haar haben mein wildes Blut in dieser einen Hinsicht zu beschwichtigen, noch mich über Begebenheiten und Personen milder zu stimmen vermocht, die einst mein Leben vergiftet und mich unheilbar verwundet haben!"

Mein Großvater wandte sich schnell, und die Thür

fiel hinter ihm ins Schloß, während meine Mutter ihr Gesicht in ihrem Taschentuche verbarg, und ich zitternd, als sei ich auf einem Verbrechen ertappt, meine Schulbücher zusammenpackte und mich heimlich davon schlich, um noch lange über diesen unfreiwillig belauschten Auftritt und die einstmals Friederiken gegenüber ungläubig belachte Heftigkeit meines Großvaters nachzudenken.

Drittes Kapitel.

Mehrere Tage waren vorübergezogen, und ohne das kostbare „Andenken“ der „Unbekannten“ und meine gewissenhaft durchgeführte Verpflichtung, dieselbe allabendlich in mein Gebet einzuschließen, — würde ich dieser ganzen, meine Kinderzeit nur vorübergehend trübenden Begebenheit wohl kaum noch gedacht — geschweige denn mich damit beschäftigt haben. Nur in meinen Verkehr mit dem Großvater war dadurch eine mir selbst kaum bemerkbare Veränderung getreten. Ich fühlte mich bei unserem häufigen Beisammensein nicht mehr so frei in jeder Mittheilung und hielt bisweilen beklommen inne, wo mir sonst in harmloser Plauderei die Zunge nicht still gestanden hatte. Sah mich dann aber der Großvater nur ernsthaft — ich meinte oft forschend — an, oder fragte er gar, ob ich irgend etwas im Kopfe oder auf dem Herzen habe, dann

schoß mir das Blut ins Gesicht, und ich schwatzte und lachte bis zur Ausgelassenheit, damit er nur ja nicht weiter in mich dringen oder gar von der „Unbekannten" und dem Packete sprechen möchte. Wäre mir das passirt, ich wäre — so schien es mir — auf der Stelle todt zu seinen Füßen oder in den Boden gesunken.

„Denke nur, Elsa, Dein Vater will dieses Mal selbst zum alljährigen Wollmarkte nach Berlin reisen, und Tante Mathilde ladet Dich ein, ihn zu begleiten," sagte meine Mutter an einem thaufrischen Junimorgen, mit dem sie in das Frühstückszimmer trat, wo ich mir soeben die unabgerahmte Milch vortrefflich schmecken ließ.

„Wie, Mama? Ich soll nach Berlin, soll mit Papa dahin und bei Tante Mathilde wohnen?" rief ich aufspringend und warf beinahe die Tasse auf die Diele.

„Ja, mein Kind! Da Du fleißig gewesen bist, möchte ich Dir diese Zerstreuung gern bereiten, zumal ich Dich bei der Schwester Deines Vaters und ihrem liebenswürdigen Manne gut aufgehoben weiß und Dich ihnen gern anvertraue. Siehe also, daß Du mit Deinen Schularbeiten noch fertig wirst. Uebermorgen soll die Reise vor sich gehen."

Ich jubelte laut und küsste der Mutter Hand und

Mund. Ein Kind der Heutezeit, das oftmals schon vom dritten Jahre an mit seinen Eltern in Bäder, nach der Schweiz oder nach Italien reist, kann sich schwer vorstellen, was ich bei dem Gedanken empfand, urplötzlich zehn Meilen weit nach der Residenz und in einer Postkutsche durch das Land zu fahren. Es war entzückend, wunderbar. Fast hätte ich nicht mehr davor schlafen können.

An dem festgesetzten Tage saß ich neben dem lächelnd auf mich blickenden Vater, in der großen gelben Postchaise mit den kleinen Fensterscheiben und schaute so vergnügt und neugierig in die Welt, wie es einem lebhaften Mädchen von elf bis zwölf Jahren nur möglich ist. Der Vogelgesang und das Waldesrauschen, die blühenden Kornfelder und freundlichen Ortschaften mit ihren spitzen oder flach abfallenden Kirchthürmen, die Arbeiter an der Landstraße und das weidende Vieh auf den Wiesen und Triften, Alles bildete einen Gegenstand der Unterhaltung und fortgesetzter Belustigung für mich. Endlich näherten wir uns dem Reiseziele, und die beiden Thürme des Gensdarmenmarktes, wie der Thurm von St. Marien funkelten uns im Abendsonnenscheine entgegen, während sich eine weniger anmuthende Dunst- und Staubwolke

über dem Häusermeere der Residenz entfaltete. Das Haus des Onkels Larocher lag in der Friedrichstadt, indessen wir uns Berlin von der Seite des Frankfurter Thores näherten. Ich staunte nicht wenig über das Treiben in den Straßen, die vielen, geschäftig hin und her laufenden Menschen, die Wagen und alle die bunt gemischten Herrlichkeiten an den Fenstern der Kaufläden. Endlich stiegen wir die Treppe im Hause des Onkels hinauf, auf der vom oberen Absatze er uns selbst an der Seite der Tante Mathilde entgegen kam, um uns herzlich willkommen zu heißen. Onkel Larocher war Professor der Musik und ein geistvoller Mann von den feinsten Umgangsformen. Da er seine einzige, kleine Tochter verloren und keine Aussicht auf weitere Vaterfreuden hatte, stimmte ihn mein Anblick zu leiser Wehmuth, aber auch zu besonderer Freundlichkeit für mich, die er auf jede Weise zu bethätigen suchte. Tante Mathilde war im Vergleiche zu ihrem Manne unbedeutend, aber von großer Herzensgüte. Sie führte mich in ein kleines, neben ihrem Schlafzimmer gelegenes Stübchen, beschenkte mich mit einigen angenehmen und nützlichen Kleinigkeiten und sagte mir, daß ich zwar selbstständig wohnen, aber trotzdem immer unter ihrer Aufsicht sein, und daß die Jungfer auf den leisesten

Klingelzug zu meinen Diensten stehen werde. Anfänglich fühlte ich mich recht fremd, ängstlich und unbehaglich. Aber schon nach zwei Tagen war ich völlig eingelebt und nur betrübt, daß der Aufenthalt in Berlin nicht länger als etwa eine Woche dauern, und die Fahrten in den Thiergarten, nach Schloß Bellevue und zum Hofjäger, sowie die mannigfachen anderen städtischen, mir bis dahin völlig unbekannten Vergnügungen sobald ein Ende nehmen sollten.

Eines Morgens kehrte ich mit dem Onkel aus einem „Panorama" heim, das herrliche Schweizerlandschaften und andere berühmte Gegenstände im Wandelbilde gezeigt und mich völlig hingerissen hatte. — Ich war noch gänzlich in Gedanken an die glühenden Gletscher und sprühenden Wasserfälle der Alpenwelt versunken und hörte kaum, daß der Diener dem Onkel sagte, Tante Mathilde habe Besuch und lasse ihn bitten, mich doch sogleich nach unserer Rückkehr in ihr Zimmer zu schicken, bis Onkel Larocher mich bei der Hand nahm und die Thür zu demselben öffnete. Die Tante saß auf dem großen buntgeblümten Sopha der Mittelwand und neben ihr eine hohe volle Frauengestalt in einem braunen Seidenkleide, Hut von gleicher Farbe und langem schwarzem Spitzenschleier. Bei meinem

Eintritt wandte sie rasch den Kopf und mir ein auffallend sanftes, regelmäßig schönes Gesicht zu, das von dicken braunen Flechten, in Schneckenform an den Schläfen aufgesteckt, eingerahmt war.

„Das ist sie!“ sagte Tante Mathilde lebhaft und erhob sich.

„Komm näher, liebe Elsa, und gieb dieser Dame die Hand, die eine alte Bekannte von mir und eine große Freundin von Kindern und jungen Mädchen ist.“

Ich gehorchte sofort, bemerkte aber zu meinem Erstaunen, daß die fremde Dame, sobald sie mich angeblickt und meine Hand mit der ihren umschlossen hatte, sich abwandte und heftig zu weinen begann.

„Ist Ihnen unwohl, Sophie? Kann ich irgend Etwas thun, oder Ihnen darreichen, um Ihnen Erleichterung zu verschaffen?“ fragte meine Tante mitleidig und beklommen.

Die Angeredete schüttelte den Kopf, trocknete schnell die Augen und erhob sich dann mit Würde.

„Nichts, garnichts, liebe Mathilde,“ entgegnete sie mit so melodischer Stimme, daß sie wie Musik an mein Ohr drang. „Man ist nur bisweilen geneigt, sich über sich *selbst* zu *täuschen*, und die Macht zu unterschätzen, die gewisse, — an und für sich vollbe-

rechtigte, aber dennoch um Anderer willen nicht zu duldende Gefühle über unser Inneres besitzen. Leben Sie wohl, liebe Mathilde, und glauben Sie, daß ich Ihnen für Das, was Sie heute für mich gethan haben, nicht minder dankbar bin, wenn ich gleich eine harte Lehre dadurch empfangen habe."

Die Fremde verneigte sich leicht und anmuthig gegen meine Tante, streifte mich nochmals mit einem seltsamen Blick und ergriff die Thürklinke. Doch plötzlich stand sie still, wandte mir nochmals ihr sanftes Gesicht zu und sagte mit hörbar bewegtem Tone: „Baronin Walden, Fräulein Elsa! Grüßen Sie, bitte, Ihre Mutter von mir, denn ich kannte sie einstmals. Sagen Sie ihr, daß Nichts — — sie stockte einen Augenblick — Nichts auf der Welt meine Gefühle für sie jemals zu verändern, oder ihr Bild aus meiner Erinnerung zu verwischen vermag. Ja, — sagen Sie ihr, daß Alles was ihr nahe steht oder theuer ist, es auch für mich bleiben wird — und sollten wir uns niemals in diesem Leben wiedersehen!"

Frau von Walden nickte mir zu, und schloß hastig die Thür, die mit schrillem Klange ins Schloß fiel. Ich stand verwundert da und sah auf Tante Mathilde, die tief seufzte und mich dann in ihre Arme schloß.

„Eine schöne liebenswürdige, aber leider nicht glückliche Frau, die mir Mitleid und Sympathie zugleich einflößt," sagte sie leise und küsste meine Stirn. „Merke Dir genau, liebe Elsa, was sie sprach, und theile es dann bei Deiner Heimkehr Deiner Mutter mit. Es wird ihr von großem Interesse sein."

In diesem Momente trat der Onkel ein und die Tischglocke ertönte, so daß von hundert anderen Dingen, aber gar nicht mehr von Frau von Walden und ihrem Besuche die Rede war. Aber ich dachte den ganzen Tag kaum an etwas Anderes und fragte unzählige Male, wie eine so schöne gütige Dame denn nur unglücklich sein und bei meinem Anblick so heftig weinen konnte.

Der Wollmarkt war zu Ende und somit auch meines Vaters Obliegenheiten. Mit lebhaftem Bedauern schied ich von Berlin und den freundlichen Verwandten, bei denen es mir so wohl ergangen und wo mir die Zeit mit unglaublicher Geschwindigkeit verronnen war. Nur das Wiedersehen mit der Mutter und dem Großvater tröstete mich für die ungern schon so bald hinter mir gelassenen Freuden, die sogar noch im Besuche des Theaters und einer Aufführung des „Wilhelm Tell" im Opernhause gegipfelt hatten. Als ich aber

endlich wieder unser liebes Seefelde erreicht und daselbst der Mutter und des Großvaters herzlichen Willkomm' empfangen hatte, schien mir die ganze Berliner Episode eher märchenhaft, denn durchlebte Wirklichkeit zu sein.

Die große Residenz mit ihrem Getriebe, der Wollmarkt, das Panorama und das Theater, ja selbst die Gestalten des Onkels und der Tante Mathilde — Alles Neue und Fremde sank hinter mir zurück; schien phantomhaft zu verschwinden. Der Heimat Zauber umspann mich so völlig, daß ich nur für ihre kleinen, von früher gewohnten Freuden und Ereignisse noch Sinn, für das, was sie mir bot, noch offene Augen hatte. — Nur das Bild der Frau von Walden, die Erinnerung an diese Begegnung hatten sich mir so fest und unauslöschlich eingeprägt, daß sie mich überall verfolgten und ich nur nach einer ungestörten halben Stunde trachtete, in der ich der Mutter davon sprechen und meinen Auftrag ausrichten konnte.

Diese fand sich erst am folgenden Nachmittage, wo mein Vater auf die Försterei gefahren und meine Mutter im Garten war. Sie saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, in der nahe dem Hause befindlichen Akazienlaube, deren voll entfaltete Blüthenpracht die Luft mit ihrem süßen Duft erfüllte, während farben-

glühende Päonien und stattliche Lilien das Rondel einrahmten und weiße Schmetterlinge sie umgaukelten.

„Nun, Elsa, kommst Du mir noch von Berlin, Onkel Larocher und allen den, doch für Dich gänzlich neuen Freuden und Eindrücken zu erzählen, die Dir daselbst geworden sind?" fragte die Mutter freundlich, so bald ich mich genähert und auf die Bank neben ihr niedergelassen hatte.

„Nein, eigentlich nicht, Mama. Ich habe Dir noch eine Bestellung von einer fremden Dame, die ich neulich bei Tante Mathilde sah, auszurichten. Die Baronin von Walden bat mich —

Die Mutter sprang wie elektrisirt empor und warf die Arbeit in den vor ihr befindlichen Nähkorb.

„Frau von Walden? Um Gotteswillen sprich leise, Kind!" rief sie erbleichend und sah sich scheu um, ob nicht die tief herabfallenden Zweige der Akazienbäume irgend einen unerbetenen Lauscher verbergen möchten. Ich riß die Augen weit auf und fühlte, daß ich förmlich erzitterte.

„Nein, nicht hier, Elsa, nicht hier! — Folge mir auf mein Zimmer, Kind," fuhr die Mutter flüsternd fort und ergriff meine Hand.

„Du ahnst nicht — kannst nicht ahnen," fügte

sie ebenso hinzu, „was über mich, — Dich, — uns Alle kommen könnte, wenn Du Jemandem außer mir von dieser Begegnung erzähltest. Also folge mir, — komm! — Hier will und mag ich nichts weiter hören, da Luft und Wind leicht den Schall der Worte weiter tragen könnten.“

Und mit fieberhafter Hast, als würde sie von irgend welcher unsichtbaren Macht verfolgt, eilte die Mutter mit mir durch den Garten und eine geheime Hinterthüre zu ihrem Zimmer hinauf, woselbst sie die Thüre verschloß, und mich erst dann zu dem gewünschten Berichte nöthigte.

Viertes Kapitel.

Die Bewegung, in welche dieses, an und für sich so einfache und unbedeutende Erlebniß meiner Begegnung mit Frau von Walden meine Mutter versetzte, ist mir in der lebendigsten Erinnerung geblieben, wenn ich den Schlüssel dazu auch erst nach mehreren Jahren finden sollte.

Auch sie weinte bei meinem allerdings nicht mehr unbefangenen Berichte heftig, ließ sich das Aussehen der Baronin, jedes Wort, das sie gesprochen und ihr Benehmen gegen mich wiederholentlich schildern und nahm mir dann nochmals das Versprechen ab, über diese Sache verschwiegen wie das Grab zu sein. Dann sagte sie mir: Daß wir niemals auf diesen Gegenstand des Gespräches zurückkommen wollten, drückte mich besonders zärtlich an ihr Herz und schickte mich in den Garten zurück. Mir war ganz beklommen

zu Muth, und ich weiß, daß ich mir noch oft den Kopf über diese unbekannte Dame und ihre eigenthümlichen Beziehungen zu meiner Mutter zerbrochen habe. Aber allmälig erblasste die Erinnerung an ihre Erscheinung und den bald darauf folgenden Auftritt mit meiner Mutter, wie Alles, was im Leben wie in der Phantasie weder Anregung noch Nahrung findet. Ich hatte außerdem in den nächsten Jahren viel mit den Vorbereitungen zur Konfirmation, der Erlernung von Musik, Sprachen und manchen anderen guten und nützlichen Dingen zu schaffen, wozu mich nicht nur die Eltern, sondern namentlich auch der Großvater lebhaft ermuthigten.

„Du kannst gar nicht genug lernen, vorausgesetzt daß es mit Vernunft und Methode geschieht, liebes Kind,“ pflegte der Letztere zu sagen, wenn er an hellen Sommertagen oder dunklen stillen Winterabenden zu uns nach Seefelde kam. „Denn — alles Aeußere vergeht und wird früher oder später ein Raub der Zeit und der Naturgesetze. Alles Ideelle und Geistige aber ist zugleich das Ewige, und bleibt daher auch unser einzig wahres, von Menschen und Verhältnissen unabhängiges Eigenthum. Lerne denken, Elsa, lerne arbeiten, besonders auch nach der Seite des weiblichen Berufes,

denn gerade die werkthätigen, ihr höheres Wissen in das praktische Leben umsetzenden und dabei gemüthreichen Frauen sind es, die der Gegenwart fehlen. — So nur wirst Du dauernd glücklich werden — glücklich machen!

Mit andächtiger Aufmerksamkeit und verehrungsvoller Bewunderung lauschte ich solchen Hindeutungen und Ermahnungen. Und dennoch war mein Verhältniß zum Großvater, seit ich ihn an jenem Morgen in so jäh emporflammendem Zorne gesehen hatte, nicht mehr ganz das alte, rückhaltlos vertrauliche. Eine Schattengestalt, ein unnennbares und doch deutlich von mir empfundenes „Etwas" hatte sich zwischen mich und ihn gedrängt, was die volle Harmlosigkeit unseres Verkehrs beeinträchtigte. Ist es doch so leicht, ein junges, von den Händeln der Welt noch unberührtes Gemüth zu beirren und einzuschüchtern, und passt doch auf Viele unter uns nur zu sehr der hübsche Vers:

„Es trägt gar mancher Alte,
Deß Aug' längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt —"

wenn das heiligste im Menschen: Vertrauen irgendwie in uns erschüttert worden ist. — Mitten in meinen,

oft stundenlangen Gesprächen mit dem Großvater krampfte mir plötzlich der Gedanke die Brust zusammen: „Wie wenn Du einmal der Gegenstand seines Zornes, das unglückliche Objekt solcher maßlosen Heftigkeit wärest?" — Und dann stockte mir Rede und Athem, dann war mir als ob ich davonlaufen, mich dieser Möglichkeit auf jede Weise und um jeden Preis hätte entziehen sollen.

Unter solchen Eindrücken und Stimmungen nahte sich der Tag meiner Einsegnung, die feierlich begangen werden sollte. — Ich war sehr bewegt und ganz durchdrungen von der Fülle von Segnungen wie von der Größe der Verantwortung, die mir dadurch werden sollte. Es war ein sonniger Herbstmorgen mit würziger, milder Luft und blauem Aether, an dem ich noch ein Mal mein Zimmer betrat, um mich in Gebet und stiller Einkehr zum Kirchgang zu rüsten. Aber dieser Vorsatz gelang schlecht, indem der erste Blick auf meinem Arbeitstisch mir eine kostbare Schreibmappe mit kunstvoller Perlenstickerei und einen Brief von gänzlich fremder Aufschrift zeigte. Ich hätte nicht sechzehn Jahr und ein junges Mädchen sein müssen, wenn diese ungeahnte Ueberraschung nicht meine Neugierde hätte erwecken, und mich nicht zur sofortigen näheren Be-

trachtung und Oeffnung des Briefes hätte bestimmen sollen. Er enthielt nichts als die einfachen, zierlich geschriebenen Worte:

„Gedenke der Unbekannten, auch sie segnet Dich heute!“

und eine Locke von brauner Haarfarbe. Aber wer beschreibt die Fluth der Empfindungen nnd neugierigen Muthmaßungen, die dieses Blatt Papier und das, den Brief in so geheimnißvoller Weise begleitende Geschenk in mir hervorrief. Ich war ganz erfüllt davon. Noch ganz zerstreut betrat ich das Gotteshaus, wo meine Eltern und der Großvater mich bereits erwarteten, und eine kleine, aber mir eng vertraute Gemeinde sich versammelt hatte. Die Klänge der Orgel durchbebten mich, und die Ansprache des greisen Pfarrers, meines würdigen Lehrers, rührte und bewegte mich in das Innerste. Aber dennoch war ich leider außer Stande, die Unbekannte mit ihrem geheimnißvollen Segen und ihrem räthselhaften Interesse für mich auch nur einen Augenblick gänzlich aus meinen Gedanken zu verbannen. Heute, hier an dieser heiligen Stelle und in dieser geweihten Stunde ward es mir bestimmt die bedrückende Erfahrung zu machen, daß selbst der redlichste Wille und die eifrigste Bemühung uns oftmals nicht zum

Vergessen zu zwingen, oder die durch ein mysteriöses Etwas angeregte und in falsche Bahnen gelenkte Phantasie in die ihr gebotenen Schranken zu bannen vermöge. Bewegt und erhoben, aber trotzdem unzufrieden mit mir selbst, daß ich die empfangenen Weihen nicht ungestört in mich aufgenommen hatte, war ich aus der Kirche heimgekehrt, und stand soeben im Begriff, mich in den Speisesaal zu begeben, als ein ängstliches Pochen sich an der Thüre vernehmen ließ. Erschreckt hielt ich inne und lauschte. Aber schon öffnete des Großvaters alte Friederike, die zur heutigen Feier auch von Hellholz herübergekommen war, und stand bleich und zitternd auf der Schwelle.

„Bitte, o bitte, Fräulein Elsa. Ihre Frau Mutter, — sie wurde ohnmächtig — es soll ein schon früher einmal heftig aufgetretener Herzkrampf sein!“ stammelte sie mit flehend erhobenen Händen. „Kommen Sie eiligst herbei. Der Herr Papa sind schon in das Dorf geeilt, wo vielleicht noch Doktor Trudenberg bei dem alten kranken Schulzen sein könnte!“

Ein Angstruf entrang sich meiner Brust, und mehr fliegend als laufend stürzte ich die Treppe hinunter und stand in der Mutter Zimmer.

Dieselbe lag, anscheinend bewusstlos, auf ihrem

Bette, indessen der Großvater ihre Schläfe und Stirn mit starken Essenzen netzte, und sich mit einem Ausdruck wahrer Seelenqual, der mehr noch als die Sorge um ein geliebtes Leben zu enthalten schien, über sie neigte. Bei meinem Eintritt sah er flüchtig auf und winkte mir fern zu bleiben. Aber meine Angst um die geliebte Mutter war zu groß, als daß ich selbst sein Gebot in diesem Moment beachtet oder mich von demselben hätte zurückschrecken lassen.

„Um Gott, was ist der Mutter? Was fiel hier vor, um ein solches Unglück herbeizuführen?" rief ich, auf das Bett zueilend, und rang die Hände.

Der Großvater ergriff mich hastig beim Arme und drängte mich zurück.

„Nichts, was sich ändern läßt!" sagte er ungewöhnlich herb. „Ein Herz- oder Starrkrampf, — Folge von Gemüthsbewegung! — Er befiel Deine Mutter, mein Kind, jedoch hoffe ich die Sache wird, wie schon früher einmal, ohne verderbliche Folgen vorübergehen. Willst Du nicht sehen, ob der Doktor kommt? — Meiner Ansicht nach muß er noch im Dorfe, und in wenigen Minuten zur Stelle sein!" —

Halb von Schrecken und Kummer betäubt, aber doch von dem Wunsche beseelt, irgend etwas für die

arme Mutter zu thun, gehorchte ich. Aber schon im Hausflur traf ich Doktor Trudenberg, dem mein Vater auf dem Fuße folgte.

Der Doktor drückte mir, da er meine Herzensangst gewahrte, mitleidig die Hand, bat mich aber, zurückzubleiben, bis er sich von dem Zustande der Patientin überzeugt und die nöthigen Vorkehrungen getroffen habe. Mit äußerster Ueberwindung fand ich mich darein, kann aber nicht schildern mit welchen Gefühlen ich in jener verhängnißvollen Stunde an der Mutter geschlossener Zimmerthür stand, — welche Qualen mir die Brust zusammenpressten. So ungefähr mag dem Ausgestoßenen zu Muthe sein, der sich in Sehnsucht nach Begnadigung und Entscheidung seines letzten Schicksals verzehrt, und die schlimmste Gewissheit dieser Pein des Harrens vorzuziehen meint. Noch mit Schauder denke ich daran! — So vergingen etwa zehn Minuten. Endlich öffnete Doktor Trudenberg die Thüre, und sah mich ermuthigend an.

„Ihre Frau Mutter ist zum Bewusstsein zurückgekehrt," sagte er ernst. „Aber der Anfall war ungewöhnlich heftig und macht die äußerste Schonung zur Pflicht, wenn er nicht wiederkehren und ihr Leben damit auf das Höchste gefährden soll. Wollen Sie

jetzt bei der Leidenden bleiben, Fräulein Elsa, und sie vor jeder, auch der geringsten Störung oder Erregung zu schützen suchen?"

Ich nickte stumm und küßte unwillkürlich des, in unserer Pflege ergrauten Arztes Hand. Die Erlaubniß bei der Mutter zu bleiben und das in mich gesetzte Vertrauen beglückte mich zu hoch, als daß ich mir diesen Ausdruck tiefen Dankgefühles hätte versagen können. Der Doktor blickte gerührt auf mich. Dann winkte er dem Großvater und Vater mit peremptorischer Geberde ihm zu folgen, und ich war allein mit der Mutter im Krankengemach, dessen tiefes Zwielicht mich zuerst keinen Gegenstand deutlich unterscheiden ließ.

„Mutter, meine Mutter!" — murmelte ich, sobald ich sie erblickt, und an das Lager getreten war, auf dem man sie so bequem als möglich gebettet hatte. Dann sank ich am Fußende desselben in die Knie. Ich konnte nicht sprechen, und ich durfte es nicht. Aber meine ganze Seele war ein Gebet, daß Gott mir dos theure Leben erhalten möge.

Fünftes Kapitel.

Nach einiger Zeit erhob ich mich langsam, und setzte mich an das Bette. Still und bleich lag meine Mutter auf demselben, und nur der Blick unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Bekümmerniß, den sie von Zeit zu Zeit auf mich heftete, verrieth mir, daß der Krampf vorüber, und ihr Bewusstsein zu völliger Klarheit zurückgekehrt sei. Plötzlich richtete sie sich, mit kaum für möglich gehaltener Energie, empor und schaute suchend um sich.

„Wo ist er? — Sahst Du nicht? — Der Brief, der Brief, der das Album und den anderen begleitete?“ flüsterte sie kaum vernehmbar mit ängstlicher Geberde.

Ich suchte der Richtung ihrer Augen in dem sich immer tiefer niedersenkenden Zwielichte zu folgen, bemerkte aber nichts, als ein halb hinter dem Bettschirm verborgenes zerknittertes Papier, das ich schnell ergriff und ihr fragend reichte. Sie nickte dankend, küsste dasselbe und schob es dann unter ihr Kopfkissen.

„Und wenn es mein Leben kostet — ich will — ich kann es nicht — Du sollst, Du musst es wissen!“ murmelte sie vor sich hin und sah innig zu mir empor. Ich legte den Finger an den Mund, um sie mit flehender Geberde zu mahnen, daß sie nicht weiter sprechen solle.

„Nein, nein! — Nicht jetzt, nicht heute, meine Elsa! — Aber dennoch muß es sein, oder ich würde keinen Frieden im Grabe, keine Seligkeit im Paradiese hoffen!“ lispelte sie leise. „Auf morgen denn, oder ein anderes Mal! — Lasse mich versuchen, ob ich nunmehr einige Ruhe, vielleicht gar einen kurzen Schlummer finde.“

Krankenwache! Wer kennt die ganze schmerzliche Bedeutung dieses Wortes, wer ermisst den Inhalt desselben, wenn er ihn nicht aus Erfahrung kennt — und in solcher Weise um das Theuerste mit seinem Gott gerungen hat! Nur wer jemals in nicht enden wollenden Tagen und stillen Nächten an einem Krankenbette saß, mit trockenen und doch brennenden Blicken dem Zeiger der Uhr, mit angehaltenem Athem jeder Bewegung der theuren Pflegebefohlenen gefolgt ist, — nur der wird für solche Stunden ein volles, umfassendes Verständniß haben.

Meine Mutter schlief sanft und anhaltend, bis

die Mitternacht vorüber, und ich nun selbst, — auf ihren dringenden Befehl, — einige Ruhe suchte. Ich weckte die Zofe um einstweilen meine Stelle bei der Theuren zu vertreten, und legte mich mit brünstigem Dankgebete und in der Zuversicht nieder, daß nunmehr die Gefahr vorüber und die Mutter mir erhalten sei. Und diese Zuversicht schien keine Täuschung sein zu sollen, denn der folgende Morgen fand die Leidende fast hergestellt und die ganze Familie glückselig darüber. Mein Vater umarmte mich mit einer nur mühsam zurückgehaltenen Freudenthräne, und der Großpapa ging mit einem Gesicht umher, als ob er mindestens das große Loos gewonnen habe.

„Gottlob, Gottlob!“ hörte ich ihn ein Mal murmeln. „Hätte ihr meine verdammte Heftigkeit bei dem Anblick des Briefes einen wirklichen Nachtheil gebracht, oder ihr gar das Leben gefährdet, so würde ich mich niemals wieder haben beruhigen können.“

„Also doch wieder des Großpapas Heftigkeit,“ sagte ich mir betrübt und unwillig. „Und der Brief, das Album und der Brief! Sollte dieses geheimnißvolle ‚Etwas‘, die mysteriöse ‚Unbekannte‘, die mir schon gestern meine Andacht geraubt, denn immer von Neuem gespenstisch und friedestörend in unser Leben treten?“

Aber ich war zu froh über diese gnädig von der Mutter gewandte Gefahr, zu glücklich über deren unverhofft schnelle Beseitigung, als daß ich bei irgend einem Gedanken hätte länger verweilen oder demselben hätte Raum geben können. Ich dankte Gott, segnete Doktor Trudenberg und flog selbst der alten Friederike um den Hals; so freudig bewegt fühlte ich mich.

Indessen theilte der erfahrene und verständige Arzt meine Befriedigung über den Zustand der Mutter bei Weitem noch nicht, wenn gleich seine ihr gegebenen Mittel über Erwarten erfolgreich gewesen waren.

„Vorsicht, Fräulein Elsa, Vorsicht und Vermeidung jeder Gemüthserregung, insoweit sie in menschlichen Kräften steht!“ ermahnte er stets von Neuem. „Ein Schreck, ein plötzlicher Kummer, ja selbst ein Aerger schon, kann auf das Nachtheiligste wirken und im höchsten Grade gefährlich für Ihre Frau Mutter werden!“ Das war nun freilich ein starker Dämpfer für mich; da ich indeß anscheinend nicht die leiseste Ursache zur Besorgniß und die Mutter selbst voller Zutrauen fand, so nahm ich die Sache nicht allzu ernst und beredete mich, daß der gute Doktor in seinem Pflichtgefühl wohl ein wenig zu weit gehe und zu ängstlich sei. — — —

So verstrichen einige Wochen und der Winter

begann bereits sein weißes Gewand in einem flüchtigen Schneefall über die Erde zu breiten, als ich eines Nachmittags stickend bei der Mutter im Wohnzimmer saß. Der Vater inspicirte noch im Wirthschaftshofe, und der Großvater hatte seinen Besuch erst auf den kommenden Mittag angemeldet.

Wir saßen schweigend bei einander und die Mutter blickte in die Zeitung, die der pflichttreue Gottfried soeben abgeliefert hatte. Plötzlich verfärbte sie sich, und das Blatt entsank ihrer Hand, während ein konvulsivisches Zittern ihre zarte Gestalt durchbebte. Erschreckt sprang ich empor, doch sie hielt mich gewaltsam zurück.

„Bleibe, rufe Niemand, Elsa!“ sagte sie befehlend. „Ich fühle, daß es nutzlos sein würde, daß mir Niemand helfen kann, wenn der Krampf, wie ich fürchte, wiederkehrt. Du nur sollst, — Du nur musst die Ursache dieses allzu heftigen, mich wahrhaft betäubenden Affektes wissen. Du musst dem Großvater sagen, ihn flehentlich bitten, daß er, im Falle ich sterbe und diese Zeitungsnachricht Wahrheit, daß die Baronin Walden wirklich verunglückt ist — —“

„Die Baronin Walden, Mutter, dieselbe, die ich bei Tante Mathilde gesehen, die Dir — —“

Sie nickte bejahend und verhüllte schluchzend das Gesicht in ihren Händen.

„Dieselbe, meine Elsa. Und hörst Du, es ist meine Bitte,“ — sie griff krampfhaft nach dem Herzen, — „mein letzter Wunsch für den Großpapa, daß er Dir Alles sagt, daß er Dir nichts von Allem, was die Unglückliche betrifft, verschweigt, und — —

Meine Mutter fuhr jäh empor, griff hastig, als suche sie etwas, um sich, und sank dann todtenbleich in die Kissen zurück. Entsetzt, bebend warf ich mich über sie und umfasste sie mit leidenschaftlicher Innigkeit. Dann entrang sich ein wilder Schmerzensschrei meiner Brust. Ich fühlte — ich sah — ich hatte keine Mutter mehr! —

Sechstes Kapitel.

Ich will bei dem, was diesem plötzlich so grausam in mein Leben greifenden Ereigniß folgte, nicht ausführlich verweilen, und ich vermag es auch nicht. Schmerz und Kummer warfen mich auf das Krankenbett, sobald die letzte irdische Pflicht gegen die theure Geschiedene erfüllt und sie in das Grab gesenkt worden war. Nur langsam und allmälig genas ich von diesem harten Schlage, und erst nach und nach kehrte mir die Fähigkeit zurück, mir über den Eindruck, den er auf die Meinigen gemacht hatte, eine Art von Rechenschaft abzulegen.

Mein Vater beugte sich unter dem schweren, sein häusliches Glück so hart treffenden Verluste zwar tief bekümmert, aber doch in christlicher Ergebung. Er schloß sich mir um so inniger an, und suchte in dem Eingehen auf meine Wünsche und Bestrebungen und

in dem erhöhten gemüthlichen Austausch unserer Gedanken den besten Trost für das, was ihm hienieden unwiderruflich entrissen war. Anders verhielt es sich mit dem Großvater. Derselbe erschien mir unglaublich verändert und ich gewahrte das mit aufrichtiger Bekümmerniß und wachsendem Erstaunen. Sein Haar war plötzlich weiß und sein ganzes Wesen und Benehmen so theilnahmlos geworden, als er bisher lebensfrisch und jugendlich in seinen Empfindungen und Auffassungen gewesen war. Kam die Rede auf die Mutter, was natürlich anfänglich fast bei jedem Zusammensein geschah, so stand er entweder sofort auf und verließ das Zimmer, oder er bedeckte die Augen mit der Hand und saß gebrochen und gänzlich abwesend da. Selbstverständlich vermieden der Vater und ich also bald mit Aengstlichkeit, in seiner Gegenwart von der theuren Geschiedenen zu sprechen und seine Gedanken auf dieselbe hinzulenken. Aber war das Recht? Und hatte mir nicht meine sterbende Mutter die Bitte dringend an das Herz gelegt, mit dem Großvater über ihre Wünsche hinsichtlich der Baronin Walden zu sprechen, und mir Auskunft über das, dieselbe umgebende Geheimniß geben zu lassen? Ich theilte das dem Vater mit und fragte ihn, ob ich das nicht thun, und diesen Gegenstand mit

dem Großvater berühren solle, aber dieser schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Nicht bevor er einmal selbst das Siegel löst, meine geliebte Tochter, und Dir freiwillig mittheilt, was er Deine Mutter und mich vor Dir geheim zu halten mit eidlicher Bekräftigung geloben ließ!“ — entgegnete er bestimmt. „Lasse die Dämonen der Vergangenheit ruhen, bis sie selbst einstmals ihrem, nur mühsam verschlossenen Herzensschachte entsteigen, und ihre Rechte geltend machen. Du ahnst nicht, was Du mit der Berührung dieses Gegenstandes heraufbeschwörst! Frei und aus eigenem Antrieb muß Dir des Großvaters Vertrauen geschenkt, und Dir der Einblick in sein Lebensschicksal gestattet werden. Keinesfalls aber darf ein solcher, wenigstens nach meinem Gefühl, erzwungen sein!“ —

So schwieg denn auch ich trotz manchem Gewissensskrupel, und versuchte meine Gedanken möglichst von dieser Sache, und ihrem mich immer magischer anziehenden Geheimniß abzulenken. Aber die Probe für meine oft fast unbesieglich hervorbrechende Neugier sollte nicht allzu hart sein, und diese früher und umfassender befriedigt werden, als ich selbst es geglaubt oder erwartet hatte. —

Es war ein eisig kalter Winterabend. Mein

Vater hatte sich genöthigt gesehen, einer Erbschafts-angelegenheit halber in die nächste Kreisstadt zu fahren und mich inzwischen in der direkt am Wege liegenden Oberförsterei von Hellholz abgesetzt, um dem Großvater Gesellschaft zu leisten.

Meine unerwartete Ankunft erfreute ihn sichtlich sehr und Friederike wurde sofort in Bewegung gesetzt, mir eine Tasse wärmenden Thees zu bereiten.

„Das ist recht, meine Tochter, daß Du mir den öden Abend mit Deinem Besuche zu beleben gekommen bist," sagte der Großvater und klopfte mir zärtlich auf die Schulter. „Ich habe sowieso heute besonders leb-haft Deiner gedacht, obwohl ich vermuthen musste, den heutigen Abend ganz auf mich selbst und die Vergangen-heit angewiesen zu bleiben, was auch nicht gerade er-heiternd ist."

Der Großvater nahm mir den Pelz ab und zog einen Stuhl zu seinem gewohnten Sitze vor das Schreib-pult, an dem er sich offenbar mit dem Ordnen von wichtigen Papieren und Briefschaften beschäftigt hatte.

„Setze Dich zu mir, Elsa," begann er weichen Tones und ließ sich selbst in den großen Lehnstuhl vor dem Pulte sinken. „Du siehst, ich habe mich ganz in alte Erinnerungen und Schreibereien vertieft und nun

tritt mir plötzlich die Vergangenheit so lebhaft vor das Geistesauge, daß ich sie fast als Gegenwart empfinde. Mag es denn sein! Mag denn — da es sich unerwartet und wie von selbst so fügt — auch der Schleier vor Deinen Augen fallen, mit dem ich das Einst bisher sorgsam verhüllt, ja fast eifersüchtig vor jedem tieferen Einblick gehütet habe."

Mir stockte der Athem und ich fühlte mich erblassen. Am liebsten wäre ich, trotz der Bitte meiner verstorbenen Mutter, sogleich wieder aufgesprungen und davongelaufen, so sehr beängstigte mich der Gedanke an die fast ebenso lebhaft gefürchteten als ersehnten Mittheilungen.

„O, Großpapa," stammelte ich schüchtern und mit abwehrender Bewegung, „sprich nur, wenn es Dir nicht mehr wehe thut und Du gern zu Deiner eigenen Erleichterung von alten Dingen erzählst."

„Gern davon sprechen?" unterbrach er mich mit bitterem Lächeln. „Nun, ungefähr so gern, als ein unheilbar Verwundeter sich die schmerzstillende Binde von der Wunde reißt, um ihr Blut von Neuem strömen und die Qualen nach dieser vorübergehenden Linderung erneut zu sehen! — Doch gleichviel," fuhr er nach kurzer Pause fort, „ich weiß, daß eine theure Ge-

schiedene, daß Deine Mutter lebhaft gewünscht, Dich in die Erfahrungen meines Lebens, die ja noch in die Gegenwart hinübergreifen, eingeweiht zu wissen. Ich schlug es ihr mehr als einmal, und zuletzt leider in unverantwortlicher Heftigkeit ab, die ich mir selbst schwerlich jemals vergeben werde. — Aber glaube mir, mein Kind, ich fühlte mich dazumal noch nicht genugsam genesen und ruhig genug. Ich fürchtete mich vor der Gefahr erneuten Versinkens in alte Raserei und Leidenschaft, und scheute mich von Dingen zu sprechen, die längst und unwiderruflich geschehen und durch nichts mehr zu sühnen sind. Heute aber schrecke ich nicht mehr davor zurück, denn der Tod Deiner Mutter hat zu gewaltsam und vernichtend in mein Leben gegriffen, als daß ich nicht alles Uebrige nunmehr in ruhigerem Lichte betrachten sollte. So mag es denn sein. Heute noch soll der Bann gebrochen — dem letzten Wunsche der Sterbenden in umfassendster Weise Genüge geleistet werden."

Ich beugte stumm das Haupt und griff mit zitternder Hand nach der dampfenden Tasse mit Thee, mit der sich Friederike soeben eingefunden hatte. Dieselbe fixirte mich und den Großvater mit eigenthümlich forschendem Blick, erkundigte sich nach des Ersteren

weiteren Befehlen und schloß dann leise und geräusch-los die Thür hinter sich. Zaghaft blickte ich auf den Großvater, der sich erhoben hatte, halb abgewandt mit verschränkten Armen am Fenster stand und düster in die nur zeitweise vom Mondlicht erhellte Winternacht und die an der Sichel in rasender Eile vorüberjagenden Wolken schaute.

Plötzlich wandte er sich mir voll zu und griff nach seinem, ihn auf unseren Gängen stets begleitenden Knotenstock und ließ sich, indem er sich leicht darauf stützte, an meiner Seite nieder. Dann begann er zu erzählen.

Das zweite Buch.

Siebentes Kapitel.

„Ich muß weit ausholen, mein Kind, Dich in längst verklungene Zeiten und zu theils längst begrabenen Menschen führen, wenn Du das Schicksal meines Lebens und die Entwickelung meines Charakters verstehen willst. Nur wenn Du Dir so einen Begriff von den Vorstellungen und Anschauungen machst, die ich als Knabe und Jüngling zur Richtschnur meines Handelns in mich aufgenommen und deren Verwirklichung ich als das höchste Ziel meines Strebens hingestellt hatte — nur dann wirst Du mich selbst richtig und nicht allzustreng zu beurtheilen vermögen.

Mein Vater war Soldat und einer der tüchtigsten Offiziere der preußischen Armee gewesen. Er hatte in den anfänglich so unglücklichen Schlachten gegen Napoleon mehrere erhebliche Verwundungen erhalten, und der rechte Fuß war ihm amputirt worden. So zog er sich

denn als nicht mehr fähig zum aktiven Dienste mit einer Pension auf sein bescheidenes Landgut Braunsburg zurück, das an sich nicht bedeutend, aber von sehr schöner Lage war. Hier in dem mit einem weit sehenden Thurme gezierten alten Herrenhause öffnete ich zuerst meine Augen dem Sonnenlichte, das durch das Laub prächtiger Kastanien in mein Kinderzimmer schien. Ein meilenweiter See dehnte sich vor meinem Fenster aus, und hinter demselben ragte eine mit freundlichen Ortschaften geschmückte Hügelkette, mit Laubholz bewachsen, hervor. Da ich erst nach mehrjähriger Ehe geboren ward, hießen mich meine Eltern doppelt willkommen. Ich blieb auch der einzige Sohn, bis ich in einem Alter von etwa sechs Jahren noch eine Schwester erhielt, die Johanna getauft, und nicht nur der Eltern Stolz, sondern auch der Liebling meines knabenhaften Herzens wurde. Johanna war ebenso hübsch als klug und dabei das liebenswertheste Geschöpf, das man sehen konnte. Für mich war sie zuerst Gegenstand zartester Fürsorge, bis ich sie später mit wahrer Verehrung betrachtete. Denn immer war sie in den aus der Verschiedenheit der Charaktere meiner Eltern hervorgehenden Mißhelligkeiten zwischen ihnen die eben so sanfte als geschickte Vermittlerin; immer wusste ihr angeborener

Takt und ihr warmes Herz für Beide den rechten Ton zu treffen und einen freundlichen Ausgleich herbeizuführen. Aber auch für mich ermüdete Johanna niemals in der Fürsprache bei dem Vater, deren mein leidenschaftliches Temperament und meine ungezügelte Wildheit nur zu oft bedurfte. Sie wusste dann der allzugroßen Strenge des Vaters, wie der schwach=zärtlichen Nachsicht der Mutter für mich gleich erfolgreich entgegen zu wirken und machte der Letzteren sogar einige Male sanfte Vorstellungen darüber.

„Was soll werden, Mama, wenn es einmal nicht nach Bernhards Kopfe geht und ihn das Leben wie die Menschen unglimpflich behandeln, nachdem Du ihn so arg verzogen hast?" pflegte sie dann wohl zu sagen. „Wenn der Papa ihn straft, so küssest Du ihn zwiefach zärtlich, auch wenn er noch so wild und heftig ist. Kann ihm das wohl Zügelung seines ungebändigten Jähzorns lehren?"

Die Mutter lachte wohl dann und suchte den ihr selbst nur halb zum Bewusstsein kommenden Fehler mit scherzhafter Ablehnung zu entschuldigen.

„Ei, was mein kluges Töchterchen nicht Alles sieht und weiß," entgegnete sie leichthin. „Also vollkommen soll der Bruder sein, keine Unart oder Untugend will sie

an ihm sehen oder gelten lassen? Nun wahrhaftig, Du hättest ein Mann, Pädagog oder Prediger werden müssen.“

Die Schwester schüttelte den Kopf und lächelte. Sie hatte das Mögliche gethan. Einen größeren Einfluß zu üben, würde ihr — so fühlte sie — weder gelingen noch zugestanden werden.

Unter solchen Verhältnissen erreichte ich mein zwanzigstes Jahr und erwählte das Forstfach zum Lebensberuf, für das ich mich in dem schönen, nahe bei Dresden gelegenen Tharandt vorbereitete. In dieser damals sehr berühmten Forstakademie begann für mich ein völlig neues, mich höchlich befriedigendes Dasein, das ich zu der glücklichsten Periode meines Lebens zähle. Der in dem einsamen Braunsburg mir gar nicht bekannte Umgang mit lustigen, ein gleiches Ziel erstrebenden Altersgenossen, köstliche Streifereien in die sächsische Schweiz und Tharandts herrliche Umgebungen, harmlose, kaum ernstlich gemeinte Liebeständeleien — Alles, was Jugendübermuth und Lebenslust in ähnlichen Freuden und Genüssen ersinnen kann, genoß ich mit vollen Zügen und berauschte mich daran. Besonders aber nahm mich bald die Freundschaft für Eugen von Walden, einem sehr begabten, mit reichen äußeren Vor-

zügen ausgestatteten jungen Mann, so gänzlich gefangen, daß ich völlig in ihm aufging und wie zu einer Art von Halbgott zu ihm emporblickte. Von fast sechs Fuß hoher Gestalt, edlem Gesichtsschnitt, mit blondgelocktem Haar und geistsprühenden Augen, bot er eine in der That ungewöhnliche Erscheinung. Zwar verletzte mich zuweilen seine etwas pessimistische, oberflächliche Lebensanschauungsweise und sein kaustischer Witz, und ich lernte durch ihn begreifen, daß ein schnell entflammtes, warmes Gefühl und Gemüthstiefe nicht immer identisch sind. Aber hätte Eugen bei allen übrigen Gaben auch diese noch besessen — er wäre für einen Sterblichen allzusehr bevorzugt gewesen.

In oben geschilderter Weise vergingen die ersten Semester meiner Tharandter Studienzeit, von deren Reiz ich den Eltern und der Schwester nicht genug erzählen konnte. Sie freuten sich offenbar an meinen belebten und fesselnden Mittheilungen und das Bild, das ich von meinem Freunde Eugen entworfen, hatte sie ersichtlich so sehr für ihn eingenommen, daß eine Einladung nach Braunsburg für die nächsten Frühjahrsvakanzen an ihn durch mich erging. Eugen nahm dieselbe mit Vergnügen an, da er früh verwaist und nur durch einen alten Oheim an Familienrücksichten gebunden

war. Ich aber jubelte förmlich in der Aussicht, die Ferien mit dem Freunde in der Heimat zu genießen und diesen außergewöhnlichen jungen Mann den Meinen zuzuführen. An einem wundervollen Maimorgen traten wir denn auch die Reise in einem der damals gebräuchlichen Schnellpostwagen an. Der wolkenloseste blaue Himmel über uns, die ganze Landschaft um und neben uns in Frühlingspracht und Maienduft getaucht, fühlte ich mich — wie Schiller sagt — durchaus bereit, mit diesem Freunde neben mir nicht nur mein Jahrhundert, sondern die ganze Welt in die Schranken zu fordern. Gemeinsame Interessen und Erlebnisse, persönliche Bewunderung und innige Zuneigung für Eugen vereinten sich in mir, um in dem Freunde eine Art von Ideal, ein Wesen höherer Gattung zu erblicken, und ich sonnte mich in den Triumphen, die er überall feierte. Ein wenig von Dem:

„Daß Du mich liebst, macht mich mir werth,
Ich fühle mich in Dir geehrt,"

durchzuckte mich, als ich mir auch in Braunsburg durch Eugens dortige Einführung allgemeine Anerkennung und den speciellen Dank meines Vaters erwarb.

Dieser fand sich durch den vielseitigen, von Geist und Witz sprühenden, lebensfrischen Jüngling lebhaft

angeregt, und meine Mutter hörte nicht auf, mich über die Wahl eines solchen Freundes zu beglückwünschen und mir darüber Komplimente zu machen. Was Johanna anbetrifft, so war sie liebenswürdiger als je zuvor, aber von einer merkwürdigen, früher niemals an ihr wahrgenommenen Befangenheit. Sie äußerte sich mit keiner Silbe über Eugen, aber sie hatte es, — namentlich mir gegenüber — auch nicht nöthig, dies zu thun. Derselbe war in jeder Hinsicht geschaffen, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ein Mädchen hervorzubringen, und er verschmähte nicht, bei Johanna den Versuch zu machen und sie, wie ich wohl bemerkte, bald gänzlich für sich einzunehmen. Mit inniger Genugthuung gewahrte ich die Neigung des Freundes und deren offenbare Erwiderung durch die geliebte Schwester, und ich sagte mir oft, daß die Gewißheit, Eugen als meinen Schwager zu begrüßen, meine geheimen Wünsche nach dieser Richtung hin krönen würde. Aber noch war der entscheidende Moment nicht gekommen, das bindende Wort zwischen den Beiden nicht ausgesprochen worden.

Sei es, daß die kaum siebenzehnjährige Johanna dem Freunde noch zu jung erschien, oder daß er sich selbst noch nicht vollkommen seiner stetigen Neigung

versichert hielt — kurz, die schöne Ferienzeit ging zu Ende und die Abschiedsstunde nahte, ohne die stillschweigend von uns Allen vorausgesetzte Verlobung der jungen Liebenden herbeizuführen. Aber ich zweifelte trotzdem nicht, daß es dazu kommen würde.

Es wurde kein Wort gespochen, doch weiß ich, daß er sie liebt, sagte ich mir aus tiefster Ueberzeugung, als ich mit dem ziemlich nachdenklich dreinschauenden Eugen wieder in Tharandt auf der Forstakademie saß und die schöne, soeben abgeschlossene Lebensepisode des Braunsburger Besuchs nochmals besprochen wurde.

Nur daß keine unberufene Hand vorzeitig den Schleier von diesem, Beiden vielleicht selbst noch nicht klar bewussten, süßen Geheimniß zieht; daß ihre jungen, in gegenseitiger Neigung für einander erglühenden Herzen den Traum still beglückt zu Ende träumen, bis eine noch schönere Wirklichkeit ihm folgt und ihre Rechte in Anspruch nimmt.

Achtes Kapitel.

So standen die Sachen, als der Rückzug Napoleons aus Rußland die deutschen Lande endlich mit erneuter Hoffnung für dessen gänzliche Niederwerfung erfüllte. Ein neuer patriotischer Geist erfüllte Aller Herzen, und jeder echte Mann erglühte für den heiligen Gedanken, das schwere Joch des fremdländischen Eroberers muthig und energisch abzuschütteln. Auch Eugen und ich folgten begeistert den Fahnen der Pflicht und Ehre, und wir befanden uns bald unter denen, die für das Vaterland zu kämpfen und für die höchsten Güter der Menschheit mit ihrem Blut und Leben einzutreten hatten. Ich zog mit den preußischen Jägern ins Feld und fand bald Gelegenheit, mich auszuzeichnen und dem von meinem Vater ererbten Namen und Traditionen Ehre zu machen. Eugen war Adjutant und wir sahen uns anfänglich ebenso wenig, als wir regelmäßig von ein=

ander Kunde hatten. Erst in der Schlacht von Leipzig, die dem deutschen Erbfeinde den ersten Todesstoß versetzte, trafen wir im wilden Kampfgewühle wieder zusammen, und ich hatte es — nächst Gott — einzig und allein dem Freunde zu danken, wenn ich dem Leben erhalten blieb. Denn zuerst durch einen Schuß im rechten Arme, gleich darauf aber auch in der linken Seite getroffen, lag ich blutend und hülflos da und wäre unfehlbar von den vordringenden französischen Tirailleurs niedergemetzelt worden, wenn nicht Eugens plötzliche Dazwischenkunft und energischer Beistand dies verhindert hätte. Er führte, da der Hauptmann gefallen war, gerade in diesem entscheidenden Momente eine westpreußische Grenadierkompagnie gegen dieselben und bemerkte, daß ich, von Blutverlust erschöpft, anscheinend ohnmächtig oder leblos gegen den Stamm einer Weide lehnte. Sogleich sandte er einige seiner Leute, um mich aus dem Kampfgewühl und auf den nächsten Verbandplatz zu schaffen, und eilte nach glücklich bestandenem Gefechte hinzu, um mir mit Hülfe eines Chirurgen den rettenden Verband anzulegen. So traf mein erster Blick mit dem zurückkehrenden Bewußtsein den Freund, der angstvoll und geschäftig neben mir kniete und theilnehmend auf mich niedersah.

„Vergelte Dir Gott, Eugen, ich vermag es nicht," murmelte ich, indem ich ihm dankerfüllt und tief gerührt die unverwundete Hand entgegenstreckte. „Ich weiß, was Du mir heute gethan, daß ich Deiner Umsicht und Geistesgegenwart allein Ehre und Leben zu danken habe. Eine ganze Zukunft reicht nicht aus, die Schuld dieser Stunde zurückzuzahlen. Aber nimmermehr soll, — ich schwöre es Dir bei Allem, was heilig ist, — die Erinnerung daran aus meiner Seele weichen!"

Er nickte gerührt, winkte stumm und stürzte sich in das erneut wild entflammte Schlachtgewühl, wo er bald unter Pulverdampf und bei der blutigen Verfolgung des Feindes meinen Blicken entschwand. Ach, daß es für immer gewesen wäre!"

Der Großvater starrte düster vor sich hin, während ich ahnungsbang an seinen Lippen hing, und nur traumhaft gewahrte, wie draußen der tosende Sturm die schwarzen Wolken vorüberjagte. Wie war Alles so düster und schauerlich, und wie gerne hätte ich den weiteren Eröffnungen Einhalt gethan, die mir das Herz schon im Voraus in banger Ahnung und Erwartung schlagen machten. Doch ich fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war, daß die Vergangenheit mir jetzt ganz enthüllt, oder für immer

begraben werden müſſte. Ein heulender Windſtoß fuhr durch den Kamin, und ließ mich ſo heftig zuſammenfahren, daß der Großvater aufmerkſam wurde, und die Blicke erneut auf mich richtete.

„Verzeih', meine Tochter!“ ſagte er mild. „Die Macht dieſer Erinnerungen iſt noch ſo allgewaltig, daß ſie mich auf Momente ganz der Gegenwart entrückt, und mich Alles um mich her vergeſſen läſſt. Doch jetzt bin ich wieder da, ſehe in Dein liebes, ſchuldloſes Geſicht und Deine fragenden Augen, und weiß was ich wollte, und Dir ſchuldig bin. Alſo, zu meiner Geſchichte zurück!“

Der Großvater rückte ſich in dem bequemen Lederſtuhle zurecht, und fuhr dann mit mildem aber bewegtem Tone fort:

„Noch bevor die Schlacht vollſtändig beendet und zu Gunſten der deutſchen Freiheit entſchieden war, hatte man mich zu einem Herrn Fernau transportirt, deſſen Landſitz Roſenthal in erreichbarer Nähe gelegen, und bei dem bereits eine nicht unbedeutende Anzahl Verwundeter in ſorgſamer Verpflegung war. Meine Schmerzen waren groß, zumal die Kugel dicht am Handgelenk des rechten Armes ſaß, und der an und für ſich nicht gefährliche Schuß in die Seite

einen ungeheuren Blutverlust nach sich zog. Daß meine Stimmung also eine tief bedrückte, und meine Hoffnung auf Wiederherstellung und Gebrauch meines Armes nahe am Erlöschen war, wirst Du, liebe Elsa, nicht befremdlich finden. Dazu kam noch, daß die Nachrichten aus der Heimat theils gänzlich ausblieben, theils nicht eben erfreulich lauteten. Mein Vater litt in Folge von der nimmer rastenden Aufregung an wochenlanger Schlaflosigkeit und Gemüthsverstimmung, und meine Mutter war durch die Schreckenskunde von meiner, immerhin nicht unerheblichen Verwundung sogleich auf das Krankenlager geworfen worden. Natürlich schrieb auch Johanna ziemlich bekümmert und melancholisch, wenn sie mir gleich auf jede Weise Trost und Muth zuzusprechen suchte. Aber jede Zeile athmete doch, ihr selbst unbewusst, ängstliche Sorge um mich und einen Anderen, dessen sie zwar nur verstohlen, aber dennoch genugsam erwähnte, um mir noch den letzten Zweifel an der Innigkeit und Tiefe ihrer Neigung fortzuscheuchen. Und wie begeistert und dankerfüllt pries sie Eugens treue, aufopfernde Hingebung für mich, nachdem sie meine Lebensrettung durch ihn erfahren hatte. Das war mehr als nur schwesterliche Anerkennung für den mir durch den Freund geleisteten

Dienst. Das war die überwältigende Sprache wahrer Liebe und Herzensneigung, und ich fühlte mich tief gerührt davon, wenn ich mich gleich eines erhöhten Bangens um Johanna's Zukunft nicht erwehren konnte. So darf ich wohl behaupten, daß mein Wunsch wieder zu genesen bei meinem großen Körperleiden täglich schwächer, und meine Gemüthsverfassung immer düsterer wurde, als sie, der gute Engel und böse Dämon meines Lebens, plötzlich in meinen Gesichtskreis trat, und meinem ganzen Hoffen, Wünschen und Wesen eine andere Richtung gab. Sophie Fernau, die einzige Tochter des im Kriege gebliebenen Bruders meines Gastfreundes, war seit wenigen Tagen in Rosenthal eingetroffen. Sie stand damals in ihrem siebenzehnten Lebensjahr, und in der kaum entwickelten Blüthe wahrhaft idealer jungfräulicher Schönheit. Ich sah sie zum ersten Male, als man mich, nach der endlichen glücklichen Herausnahme der Kugel, zu meiner Stärkung an ein offenes Fenster gebracht hatte, wo ich die würzige Luft eines schönen Herbstnachmittags mit durstigen Zügen einathmete. Den Reiz dieser Gestalt, des von lichtbraunen Locken umwallten Antlitzes, und von Sophiens ganzer Erscheinung zu beschreiben, als sie so, mild verklärt von der niedersinkenden Abendröthe, vor

mir in dem kleinen Obstgarten stand, ich vermag es nicht. Ohne Ahnung daß man sie beobachtete, suchte sie mit strahlendem Auge und anmuthig erhobenem Arme einen der roth und goldig schimmernden Aepfel des riesigen, wenige Schritte vor mir befindlichen Baumes zu brechen, indem sie sich auf den Spitzen der kleinen Zehen wiegte. Ein unwillkürlicher Aufschrei des Entzückens entrang sich meiner Brust, und aller Körperschmerzen vergessend, richtete ich mich jäh empor. Ueberrascht, erschreckt, wandte sie sich voll zu mir um, erröthete tief, ließ den gebrochenen Apfel zu Boden fallen und war verschwunden. Ich sank in die Kissen zurück und schloß die Augen, aber nicht mehr in dumpfer Ermattung und Gleichgültigkeit, sondern in der Hoffnung, das soeben Geschaute dauernd festzuhalten. Ich mag nicht länger als nöthig bei diesen Einzelnheiten verweilen, meine liebe Elsa. Nur so viel sei gesagt, daß der empfangene Eindruck über mich entschied, daß Sophien sehen und mit ebenso plötzlicher als glühender Leidenschaft lieben, für mich zusammenfiel. Ich wollte nun nicht mehr sterben. Ich wollte leben, genesen, sie wiedersehen und besitzen, oder Allem, was Glück heißt, für immer den Rücken kehren."

Neuntes Kapitel.

„Als der Wundarzt, nach kaum halbstündiger Abwesenheit, wieder an mein Lager trat, glaubte er zu träumen, so groß war die mit mir vorgegangene Veränderung.

Ich sagte ihm: „Ich fühlte kaum mehr Schmerz, ich wollte und müßte binnen wenigen Tagen auf den Füßen sein, und daß er mir dazu verhelfen solle.“

Der Doktor entgegnete lächelnd: „Er glaube nach dieser Erfahrung mehr wie jemals an die Wunder des Geistes in der Natur, und daß ein gewaltiger Wille über alles Physische triumphiren, ja selbst die Gesetze der Körperlichkeit besiegen könne. So hoffe er denn, daß ich ferner den Beweis dafür liefere, sich Alles nach meinen Wünschen gestalten und ich seiner Hülfe bald nicht mehr bedürftig sein werde.

Und diese Hoffnung betrog ihn nicht. In weniger denn acht Tagen durfte ich schon, den Arm nur noch leicht in der Binde und auf einen Stock gestützt, mein Zimmer verlassen, und in kaum zwei Wochen saß ich als willkommener Gast neben Sophien an dem Tische des Herrn Fernau, der die Entdeckung meiner Liebe für die reizende Nichte mit Genugthuung entgegennahm. Als der einzige Sohn wohlhabender und hochgeachteter Eltern, und mit einer hoffnungsvollen Zukunft vor mir, war ich ihm für das früh verwaiste, ziemlich vermögenslose Mädchen ein willkommener Bewerber, der sich bald in einen überglücklichen Verlobten verwandelte. Denn schon nach dem ersten persönlichen Zusammentreffen mit der Angebeteten meines Herzens, und dann in sich steigerndem Maße bei unserem täglichen, allmälig fast unausgesetztem Zusammensein, durfte ich mit voller Berechtigung auf die Erwiderung meiner Neigung zu hoffen wagen. Sophie war zwar eine positive, äußerst schüchterne und verschlossene Natur, die ihr innerstes Empfinden mehr errathen lassen, als offenkundig oder durch demonstrative Aeußerungen zeigen mochte. Aber dennoch bewies sie mir je länger, je mehr Zärtlichkeit, genug, um mich zu dem Glücklichsten der Sterblichen zu machen und in der Zukunft an

ihrer Seite das Ideal aller menschlichen Träume zu erblicken.

„Nur allzu heftig musst Du nicht sein, es erschreckt und beängstigt mich, Geliebter!“ sagte sie eines Tages, kurz vor meiner, nun endlich in Aussicht stehenden Freisprechung von aller ärztlichen Behandlung.

„Bin ich es denn jemals Dir gegenüber, Sophie, oder merkst Du nicht, daß ein Augenwinken Deinerseits genügt, um mich aus einem Tiger zu dem sanftesten Lamme zu machen?“ fragte ich mit leisem Vorwurf und sah in ihr erglühendes Gesicht.

„Nun, mit der Sanftmuth hat es gute Weile, Liebster!“ entgegnete sie schelmisch und mit ihrem süßesten Lächeln. „Aber jedenfalls darfst Du mir gegenüber nie zornig sein. Mir ist es, als wenn mein Vertrauen darunter leiden, vielleicht sogar davon erschüttert werden könnte!“

Ich zog sie stürmisch an mein Herz, und bedeckte ihr Mund und Stirn mit glühenden Küssen.

„Wie sollte ich das, Sophie? Wie könnte ich mir denken, daß Du mir jemals Veranlassung zu einem Ausbruch meines, leider unleugbaren Jähzorns geben könntest?“ wiederholte ich leidenschaftlich und erregt. „Doch wie kommen wir Beide nur auf solche Gedanken?

Wer das Herz so ganz beherrscht, wie Du, kleine Tyrannin, es in unserem Falle thust, der wird sich doch wohl weder vor einem Fehler des Temperaments fürchten, noch ihm ernstlich grollen können."

In solcher Weise gestaltete sich mein Verhältniß zu Sophie, als der Augenblick der Trennung schlug und meine Gesundheit mir gestattete, die Heimkehr zu den Meinen anzutreten.

Für die Theilnahme an dem Feldzuge war ich zwar noch unfähig, obgleich ich durchaus nicht unter die dauernd Invaliden gezählt, sondern militärischerseits nur vorläufig zur Disposition gestellt wurde. Aber man hatte nichts dagegen, wenn ich in Rücksichtnahme auf meinen ursprünglich erwählten Beruf und um mich vor gänzlicher Unthätigkeit zu bewahren, interimistisch die Verwaltung einer Oberförsterei übernahm, die ganz in der Nähe von Braunsburg augenblicklich vakant geworden war. Mein Vater hatte mir dies mitgetheilt, und so zögerte ich nicht, mich aus Sophiens Armen zu reißen, um mir daselbst möglichst bald eine Häuslichkeit zu gründen.

Mit welcher Freude meine Eltern meine Verlobung und die damit verbundene Aussicht begrüßten, kannst Du Dir vorstellen. Auch verfehlten meine begeisterten

Schilderungen Sophiens nicht, ihre Stimmung in jeder Hinsicht hoffnungsfroh zu machen. Nur Johanna schrieb noch nicht mit der alten Freudigkeit, was bei der, zeitweise gänzlich mangelnden Kunde von Eugen indessen für mich nicht befremdlich war. Leider hörte ich trotz aller Bemühungen nur selten von demselben. Wo es aber geschah, sprach und schrieb man stets nur mit höchster Anerkennung von dem jungen Manne, und daß derselbe, in Folge aller errungenen Auszeichnungen das Forstfach quittirt, und sich zur Verfolgung der militärischen Karriere entschlossen habe. Das war Alles, was ich für mich und die theure Schwester erfahren konnte. Alles Weitere lag in Gottes Hand, und musste in Ruhe und Geduld abgewartet werden.

So kehrte ich denn nach Jahresfrist als genesener Verwundeter und beglückter Bräutigam heim in das Vaterhaus, ein gänzlich Verwandelter. Die Freude des Wiedersehens mit Eltern und Schwester war überwältigend, und dazu gesellte sich noch die stolze Genugthuung über den Siegeslauf Blüchers und die fortschreitende, sich immer glorreicher gestaltende Befreiung des Vaterlandes. Nur Johanna's, der lieben Schwester Wangen schienen bleich und abgehärmt, und sie hatte Mühe ihren Thränen zu wehren, wenn ich begeisterungs-

voll von meiner Sophie, dem in ihr erworbenen Liebesglück und den Hoffnungen sprach, die sich mit ihrem, schon für den nächsten Sommer geplanten Besitze verbanden.

„Hat Eugen sie wirklich ganz vergessen? Ist Johanna's Andenken ganz und für immer unter den ewig wechselnden Bildern, Eindrücken und Gefahren erloschen, denen ihn das Soldatenleben mit Allem, was sich in Kriegszeiten damit verbindet, ausgesetzt?" fragte ich mich dann wohl selbst mit tiefem, schwer zu verhehlendem Mitgefühl für die geliebte Schwester. Aber diesen Befürchtungen Worte zu leihen vermochte ich nicht, bis ich Gewissheit für die Berechtigung derselben erlangt hätte. Dann musste der Bann, der unwillkürlich zwischen uns entstanden war, sich lösen, oder — so oder anders — gewaltsam durchbrochen werden.

Zehntes Kapitel.

Ich war längst vermählt, die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen worden. Der siegreiche Einzug unserer Truppen in Paris hatte die Niederlage der Franzosen und des geflüchteten Napoleon vor ganz Europa besiegelt. Entzückt, berauscht gab man sich nunmehr der Aussicht auf endlichen dauernden Frieden hin, und ein großer Theil der Armee der Verbündeten war bereits wieder auf deutsche Erde zurückgekehrt. Auch Eugen war heimgekommen und hatte bald darauf die Erlaubniß nachgesucht, sich in Braunsburg vorzustellen. Welche Freude diese Ankündigung bei uns Allen hervorrief, und in welches erneute Hoffnungsglück sie die gute Johanna wiegte, kannst Du Dir vorstellen. Ich sehnte mich den Freund und Lebensretter, die Schwester den Geliebten wieder zu begrüßen, und auch die Eltern wünschten insgeheim, in Eugen auch bald

zugleich den Schwiegersohn an das Herz zu schließen. Nur Sophie, meine heißgeliebte Frau und bereits Mutter eines Töchterchens, verhielt sich selbstverständlich ziemlich gleichgültig bei der Aussicht auf den unbekannten Gast und zu dem allgemeinen, stiller oder lauter dabei geäußerten Jubel. Sie meinte sogar, da sie bei Eugens Ankunft gar nicht betheiligt sei, diesen Zeitpunkt recht wohl zu einem Besuche bei ihrem, leider gefährlich erkrankten Onkel Fernau wählen zu dürfen.

„Eine Nachbarin und alte Freundin meiner verstorbenen Mutter reist gerade dann von Berlin nach Leipzig, lieber Mann, und würde mich so gern unter ihren Schutz nehmen, wenn Du nichts dawider hast!“ schmeichelte sie, und schlang bittend ihre Arme um meinen Hals. Wie hätte ich da, obgleich mir die Trennung von Sophie sicher nicht angenehm war, ihren Bitten zu widerstehen vermocht? So reiste sie denn wenige Tage vor Eugens Ankunft von Friedebrück, unserer unweit von Braunsburg gelegenen Försterei zu dem Leidenden, und überließ es mir allein den Freund zu bewillkommnen, und Zeuge eines Wiedersehens mit den Eltern und der Schwester zu sein, dem die Verlobung mit der Letzteren schon nach wenig Tagen folgte. Eugen war noch interessanter, witzsprühender

und männlicher geworden. Nichts berechtigte zu der Annahme, daß er sich bei der Wahl Johanna's übereilt, daß er die Liebe zu ihr nicht wie einen schützenden Talisman durch jene ganze Trennungszeit, durch alle Kriegesgefahr und Versuchung im Herzen getragen habe. Ein vornehmer junger, auch in seiner militärischen Karrière hervorragender Mann, dessen Charakter sich anscheinend noch gestählt, im Sturm und Drang der Verhältnisse zu schöner Reife entwickelt und der Geliebten Treue gehalten hatte! Wer in aller Welt hätte meine Schwester wohl um diese Eroberung nicht beneiden, ihr nicht von Herzen dazu Glück wünschen sollen?

So verstrich die Zeit mir, einem frohen Zeugen des bräutlichen Glückes der Liebenden, trotz Sophiens sich unerwartet lange hinausdehnender Abwesenheit, wie im Fluge. Wer sich selbst vollkommen befriedigt in der Wahl seines Herzens und der Gefährtin seines Lebens fühlt, pflegt ein zwiefaches Verständniß für das Glück Anderer zu besitzen. Jedenfalls erging dies mir bezüglich des jungen Paares so, und auch Eugen wie meine Schwester zogen mich mit Vorliebe in ihre Gesellschaft und in ihr Vertrauen. Johanna entwickelte sich unter dem warmen Strahle der Liebessonne in

diesen wenigen Wochen zu nie gekannter Frische und Jugendblüthe. Sie liebte Eugen mit der vollen Innigkeit eines jungfräulichen, in dem Gegenstande seiner Neigung jede Vollkommenheit erblickenden Mädchenherzens, und strahlte von innerer Befriedigung.

„Verwöhne Dein Idol nicht allzusehr! — Die Männer vertragen es selten und verdienen es noch seltener, daß man sie zu unbeschränkten Despoten über jede Regung des Herzens, jede noch so geringfügige Handlung macht!" rief ich bisweilen halb scherzend, halb ernsthaft Johanna zu, wenn ich sah, wie sie an jedem Augenwinke des Verlobten hing, und für Nichts mehr außer ihm und seinen leisesten Wünschen Ohr und Sinn zu haben schien.

„Mein Eugen ist auch hierin eine Ausnahme!" entgegnete sie dann wohl mit strahlendem Lächeln. „Wer sollte sich ihm gegenüber also nicht auch exceptionell empfinden und sich hinzugeben wagen?" Ich schüttelte den Kopf. Eugen war mir zu ruhig, zu siegessicher und selbstbewusst für solche Hingebung, und ich hatte bei meiner Kenntniß seines Wesens und Charakters öfter das Gefühl, daß sie ihm gelegentlich einmal zu viel, wo nicht gar langweilig werden könne. Aber schließlich, was ging es mich an? Hatte nicht Jeder seine

Empfindungsweise für sich, und das mit sich selber abzumachen?

So ging ein Tag nach dem andern dahin, und mit der sich nahenden Wiederkehr Sophiens nahte sich auch der Ablauf des Eugen bewilligten Urlaubes und die Trennung der Liebenden.

Eugen wünschte dieselbe so viel als möglich zu verkürzen, und da er längst majorenn und ohne Eltern oder Vormund war, so wurde die Hochzeit bereits auf das nächste Frühjahr festgesetzt.

„Es ist schade, daß ich Deine Frau gar nicht kennen lernte, Bernhard!“ sagte Eugen, als er eines Nachmittags neben mir in meinem Jagdgeräthzimmer zu Friedebrück saß, während ich einen meiner Gewehrläufe eigenhändig und mit großer Sorgfalt putzte.

„Ja, Freund, Du verlierst wirklich viel daran, denn es gibt kein zweites Wesen wie sie!“ entgegnete ich mit stolzer Genugthuung. „Aber musst Du denn wirklich schon übermorgen nach Berlin zurück? Ich hoffte immer noch, Du würdest mindestens einen Tag hier mit Sophie zusammen sein.“

Er schüttelte den Kopf. „Das muß ich mir für dieses Mal versagen, lieber Freund, denn es wäre geradezu unverschämt, wenn ich die Güte meines Obersten

so stark mißbrauchen und den schon verlängerten Urlaub noch weiter ausdehnen lassen wollte. Aber kommt dort nicht eine Extrapost die Eichen-Allee herauf? Irre ich nicht, so hat auch der Postillon schon zu blasen angefangen."

Ueberrascht sprang ich empor, während der Wagen sich eilig näherte und das Posthorn in lustigen Tönen schmetterte.

„Sophie, Sophie, könntest Du es sein?" rief ich erregt, warf das Gewehr zur Seite und eilte nach der Thür. Aber schon bevor ich sie erreicht hatte, öffnete sich dieselbe und Sophie stand bleich und in tiefer Trauer vor mir.

„Er ist todt, Bernhard, todt der geliebte Onkel!" schluchzte sie, Eugen gar nicht beachtend, während ein Thränenstrom ihre Wangen netzte. „Wie hätte ich da wohl mit der Heimkehr zu Dir noch einen Augenblick zögern können?"

Ich eilte auf sie zu und umschlang die Geliebte mit Innigkeit, während Freude über ihre verfrühte Wiederkehr sich mit der Theilnahme für ihren Kummer mischte.

„Gelobt sei Gott, daß Du nicht zögertest, daß ich Dich wieder habe!" rief ich mit tiefem Athemzuge.

„Doch lege ab, meine Sophie. — Darf ich Dir hier meinen Freund Eugen, den Verlobten Johanna's nennen?" Sie wandte sich schnell und fuhr ein wenig zurück, als Eugen sich ehrerbietig verneigte, und seine Blicke mit unverhohlener Bewunderung auf sie richtete. — Und wahrlich, sie war es werth, mit solchen Empfindungen betrachtet zu werden! — Selbst ich, ihr Gatte, stand wie geblendet da, so schön und vornehm sah sie aus, so viel Liebreiz strahlte von ihrem Angesicht.

„Welch ein Glück, Freund, welcher Schatz ist Dein," murmelte mir Eugen ins Ohr, sobald Sophie Hut und Mantel abgelegt und sich zu unserem Kinde begeben hatte. „Ich habe viele Schönheiten gesehen in dieser Kriegeszeit, aber in meinem ganzen Leben Nichts, was dieser gleicht! Führwahr, ein Weib, um das Dich nicht nur arme Sterbliche, um das Dich die Götter des Olymps selber beneiden könnten."

„Eine warme Anerkennung für einen Bräutigam," lachte ich, stolz und geschmeichelt zugleich, „ich fürchte, Johanna würde nicht ganz mit diesem Enthusiasmus einverstanden sein. Doch Du hast Recht, Eugen, ich weiß und fühle, daß ich durch Sophiens Besitz namenlos reich, der Glücklichste aller Sterblichen bin. Willst

Du nicht noch einige Augenblicke verziehen und den Thee mit uns in unserem lieben Hause nehmen?"

Er stand unschlüssig, zauderte einige Momente und sagte dann schnell: „Nein, ich danke Dir, Bernhard. Johanna erwartet mich bestimmt zurück und zudem seid Ihr besser allein. Morgen werden wir uns doch, so hoffe ich fest, noch vor meiner Abreise wiedersehen."

Er drückte mir flüchtig die Hand, ergriff Mütze und Säbel und eilte davon, während ich Sophien folgte. Hätte ich damals geahnt, was diese erste verhängnißvolle Begegnung einst für uns Alle bedeuten, was sie für Folgen nach sich ziehen würde, ich glaube, ich hätte dann lieber die Flinte in mörderischer Absicht von der Wand, als mein Geschick auf mich genommen.

Elftes Kapitel.

Als ich am folgenden Morgen nach Braunsburg kam, um mich nochmals persönlich von Eugen zu verabschieden, fand ich denselben zu meiner größten Ueberraschung soeben abgereist.

„Er hat eine Estafette aus Berlin erhalten, nach der sein Rittmeister mit dem Pferde gestürzt und sogleich todt geblieben ist!“ sagte Johanna, die mir mit leicht vom Weinen gerötheten Augen im Hausflur entgegentrat. „Aber ich begreife nicht, daß Du Eugen verfehlt, und nicht auf dem Herwege getroffen hast. Er wollte keinesfalls an Friedebrück ohne Abschied von Dir vorüberfahren.“

„Ich habe den Waldfußweg gewählt und somit die Landstraße nicht immer im Auge behalten!“ entgegnete ich getäuscht. „Nun hoffen wir, daß wir Eugen noch einmal vor der Hochzeit wiedersehen.“

Nach dieser Verfehlung hielt ich mich nicht lange in Braunsburg auf und eilte, sobald ich meinen Eltern einen flüchtigen Morgengruß geboten hatte, zu Sophie zurück, die für meine Begleitung zu angegriffen gewesen war. Schon von Weitem erblickte ich sie, unsere kleine Klara auf dem Arm, an der Gartenpforte, von wo sie mir lächelnd entgegen winkte.

„O wie Schade, daß Du fortgegangen warst und somit den Besuch des Herrn Eugen verfehltest!“ sagte sie, und trat unter die am rechten Hausgiebel befindliche Weinlaube.

„Es war ihm sehr leid,“ fügte sie auf mein bedauerndes Kopfnicken hinzu, indem sie sich auf eine der in der Laube stehenden Bänke gleiten ließ, und die Kleine emporhob, die jauchzend mit einer der tief herabhängenden Trauben spielte.

„Welch ein glänzender, liebenswürdiger Mensch ist dieser Baron, und wie merkwürdig ist es doch, daß eine so anspruchslose Erscheinung, wie Deine Schwester Johanna, ihn zu fesseln verstand!“

Sie sprach diese Worte leichthin und im Tone flüchtiger Bemerkung aus, und dennoch fühlte ich mich nicht angenehm berührt davon.

„Es sind bekanntlich die Gegensätze, die sich am

meisten anzuziehen pflegen," sagte ich ein wenig gereizt. „Und was Johanna's Werth und Wesen anbetrifft, so findet man wohl selten eine Frau, bei der sich Vorzüge des Herzens und Geistes mit einer so anmuthigen äußeren Erscheinung verbinden!"

Sophie schwieg und lenkte dann das Gespräch auf die Eltern, die letzten schweren Tage in Rosenthal und andere Gegenstände, die auch meine Gedanken bald nach anderer Seite hin beschäftigten. Aber dennoch ging mir das Gesagte noch mehrfach im Kopfe herum, und ich fragte mich unwillkürlich: „Ob der glänzende, geistreiche Eugen und meine sanfte, sich nur allzuwenig zur Geltung bringende Schwester wirklich für einander passen, und so glücklich durch einander werden würden, als ich es für sie Beide vom Schicksal begehrte?"

Der Herbst mit seinem buntfarbigen Blätterschmuck und der Winter in seiner schneereichen Waldespracht waren fast unmerklich dahin geschwunden, und die ersten Primeln und Schneeglöckchen brachten uns in der Geburt eines Söhnchens ein vermehrtes häusliches Glück. Meine Eltern sowohl als ich waren ganz glücklich über den kleinen Stammeserben, aber leider stellte es sich bald heraus daß dieses, mit so großem Jubel begrüßte Kind, die erste herbe Prüfung in unsere Ehe

bringen sollte. — Denn schon nach wenigen Wochen erkrankte Sophie an einem nicht unbedenklichen Leiden, und der Arzt bestand darauf, daß sie so bald als möglich Pyrmont gebrauchen, und dahin abreisen solle. Man kann sich meinen Schrecken, meine Sorge und Betrübniß denken, zumal ich Sophie dienstlicher Hindernisse willen keinenfalls dahin begleiten, und sie nur einer, schon länger bei meinen Eltern in Dienst stehenden Pflegerin, meiner alten treuen Friederike, anvertrauen konnte. Indessen es musste sein. Wo es sich um die Erhaltung und Herstellung meines geliebten Weibes, meines theuersten Erdenschatzes handelte, durfte ich nicht zu zögern wagen.

Wie soll ich Dir, meine liebe Elsa, die Gefühle schildern, mit denen ich meine Sophie an jenem stürmischen Frühlingstage in den Postwagen steigen, und sich von mir und den Kindern losreißen sah. Noch heute zittert etwas von dem Wehe jener Trennungsstunde in meiner Erinnerung nach, und was war sie im Vergleiche zu dem, was ich später erleben sollte.

Meine Eltern hatten unsere Kinder für die Zeit meiner Strohwittwerschaft nach Braunsburg genommen, und Johanna widmete sich ihrer Pflege so eifrig, als es ihr die, mit vollem Eifer betriebenen Vorbereitungen

zu ihrer, auf den 16. Mai festgesetzten Hochzeit nur irgend gestatteten. Eugen hatte seinen Vorsatz, den damals so schnell abgebrochenen Besuch in Braunsburg nochmals zu erneuern, nicht ausgeführt, und dies schriftlich vielfach mit der Unmöglichkeit Urlaub zu erhalten zu entschuldigen getrachtet. Aber ich fühlte es Johanna an, daß sie schwer darunter litt und nicht daran glaubte, und auch mir erschien der Vorwand wunderbar. Jedoch hütete ich mich wohl, meinen mißtrauischen Gefühlen Ausdruck zu geben, was mir sowohl der Schwester als dem Freunde gegenüber als ein großes Unrecht erschienen wäre. Außerdem war ja nun auch die Hochzeit vor der Thür, und ich selbst durch die Sorge um Sophie zu sehr in Anspruch genommen, als daß mich irgend eine andere Angelegenheit mehr als vorübergehend beschäftigt hätte.

So vergingen etwa acht Tage seit Sophie mich verlassen, und ihre Reise nach Pyrmont über Berlin angetreten hatte. Ich verzehrte mich fast vor Ungeduld und Sehnsucht von der Geliebten zu hören, und stand schon im Begriff einen Schwabenstreich zu machen, als mir endlich folgendes Schreiben zuging, das ich noch vorhin unter alten Briefschaften gefunden habe. Es lautet wie folgt:

„Pyrmont, den 27. April.

Mein lieber Bernhard!

Dank Deiner Fürsorge und der Umsicht der guten Friederike habe ich die beschwerliche Reise hierher besser zurückgelegt, als ich es bei meinem leidenden Zustande erwarten konnte. Nur bei meiner Ankunft in Berlin fühlte ich mich sehr angegriffen, und so war es mir von unschätzbarem Werthe, daß Baron Eugen, durch Johanna von meinem Eintreffen unterrichtet, mich gleich selbst auf der großen Post empfing. Er hielt eine bequeme, mit Seitenledern versehene Karosse für mich bereit, in der er mich und Friederike nach dem Hôtel de Russie dirigirte, wo er ein wohl durchheiztes Zimmer und Schlafkabinet für mich mit Beschlag belegt hatte. — Ich kann wohl sagen, daß ich sehr erfreut und gerührt von dieser Aufmerksamkeit war und mich ihm, wie Johanna, aufrichtig dafür verpflichtet fühle. Am folgenden Morgen erschien er nochmals, um sich von meinem Wohlergehen zu überzeugen und meine etwaigen Befehle für die Weiterreise in Empfang zu nehmen. Er blieb wohl eine Stunde bei mir, und Du kannst Dir denken, wie viel wir von Euch Allen gesprochen haben. Dich, lieber Bernhard, grüßt er herzlich und wird

natürlich wohl selbst an Johanna geschrieben haben. Ich kann übrigens nicht behaupten, daß Baron Eugen sehr wohl aussah, oder so lebendig und angeregt wie bei jenem Besuche in Friedebrück war, wo er Dich leider nicht zu Hause antraf. Es mag dies wohl die Schuld des Brautstandes und der Trennung von Johanna sein, die ja nun bald ein Ende hat.

Und nun lebe wohl, lieber Mann, möchtest Du Dir um mich nicht zu viel Sorge machen. Hier ist es sehr nett, und ich habe noch niemals so schöne Alleen gesehen.

Deine Sophie."

Zwölftes Kapitel.

Ich hatte diesen Brief, mein liebes Kind, fuhr der Großvater fort, mit den widersprechendsten Empfindungen gelesen, über die ich mir weder klar, noch ihrer sogleich völlig Herr werden konnte. Freude über Sophiens glückliche Ankunft in Pyrmont, Erkenntlichkeit gegen Johanna und eine Art von Eifersucht gegen Eugen, der die Innigstgeliebte hatte empfangen, ihr gute Dienste leisten und ihre Gegenwart genießen dürfen, bestürmten mich zugleich, und ich konnte nicht den Ton finden, in dem ich Sophie antworten mochte. Und zugleich tadelte ich mich wegen jener kleinlichen Regung, deren ich mich in Betreff Sophiens und des Freundes aufrichtig schämte, und suchte sie völlig aus meinen Gedanken zu verbannen. So athmete denn auch meine Antwort an meine Frau nur Genugthuung über ihre

Mittheilungen, die ich sobald als möglich den Meinigen zu übermitteln suchte.

„Du findest Johanna leidend und in ihrem Zimmer eingeschlossen!“ sagte meine Mutter, sobald ich einige Tage später in das ihre trat.

„Wie, was fehlt ihr? War sie nicht gestern noch frisch und wohl bei mir?“ fragte ich erschreckt.

„Sicher ja, mein Sohn! Aber es scheint, daß ein Brief, den sie mit der Morgenpost aus Berlin empfing, sie arg verstimmt oder ihr irgendwelche Ursache zur Bekümmerniß gegeben hat! Willst Du es indessen versuchen, bei ihr einzudringen, so will ich nochmals fragen lassen?“

„Nein, liebe Mutter, ich möchte selbst sehen, was es darum ist!“ entgegnete ich schnell und stieg die breite braune Eichentreppe hinauf, die zu der Schwester Zimmer führte. Es was ein weites alterthümlich möblirtes Gemach, mit schöner Fernsicht und Blick auf den See, dessen Wellen im strahlenden Sonnenlichte eines jubelhellen Maimorgens glitzerten, während das junge Laub der Birken und Kastanien, vom Frühlingswinde leicht bewegt, um die breiten Einfassungen der Fenster spielte.

„Bist Du es, Bernhard, tritt näher, lieber Bruder!“

sagte sie sanft, indem sie sich aus ihrem tiefen Armstuhle erhob, so bald ich die Zimmerthür geöffnet hatte. Hastig trat ich zu ihr und sah mit schmerzlichem Erstaunen, daß ihre Augen verweint, ihre Wangen unnatürlich geröthet waren.

„Was soll das heißen, Johanna, sage mir, um Gotteswillen, was fehlt Dir, was ist vorgefallen?" rief ich bestürzt und schob einen der alten Eichenstühle nahe an den ihrigen.

„Grillen, rothgeweinte Augen,
Häßliche Chimären taugen
Wahrlich für ein Bräutchen nicht!"

fuhr ich, mich zum heiteren Scherze zwingend, mit wachsender Besorgniß fort und sah ihr forschend in das geröthete Gesicht.

„Ja, ein Bräutchen, Bernhard, bin ich es denn noch? Darf ich mich nach Diesem da noch als Eugens Braut, — als die Verlobte seiner Wahl und seines Herzens zu betrachten wagen?" rief sie schmerzlich ergriffen und presste das thränenfeuchte, in ihrem Schooße ruhende Taschentuch erneut vor die Augen.

Ich starrte sie sprachlos an und ebenso auf das, von Eugens Hand geschriebene und mir von Johanna gereichte Billet.

„Ich fühle mich so krank," — hieß es hier mit kaum leserlichen Schriftzügen, „daß ich mich dem Tode oder dem Wahnsinn nahe glaube. — Der Arzt kann mir nicht helfen, da seelische, nicht körperliche Leiden diesen Zustand verschuldet haben. Mehr als ein Mal hielt ich schon die Pistole, um mich mit einem Druck der Hand aus dem Dilemma zu befreien, in das ich mich mit dämonischer Allgewalt verstrickt, bis zur Verzweiflung verkettet fühle. Aber entehrt und feige zugleich vermag ich nicht zu endigen und will lieber den Kampf mit dem Leben, mit mir selber und dem grausamen Verhängniß tapfer und entschlossen zu Ende führen. — Frage nicht, ob Du mir helfen, mir beistehen, oder mich gar erretten kannst? — Von allen Sterblichen, Johanna, ich schwöre es Dir, vermagst Du das am Wenigsten! Lebe wohl!" Eugen."

Es gibt Vorgänge und Situationen im menschlichen Leben, die äußerlich so unmerklich vorübergehen, als sie verhängnißvoll für die Gefühle und Empfindungen der Betheiligten werden. So erging es mir bei Kenntnißnahme dieses Billets, dessen Inhalt mich nach den verschiedensten Seiten erschreckte und verletzte. „Ich will nach Berlin, will Eugen sehen und sprechen und

sei es auch noch so vorübergehend," sagte ich entschieden, sobald ich meine Gedanken gesammelt hatte und gab meiner Schwester das Billet zurück. „Durch Augenschein allein kann ich wissen und beurtheilen, was das Alles bedeutet und eine klare Einsicht in die Sachlage glaube ich nicht minder Dir, als dem Freunde und Retter meines Lebens schuldig zu sein!"

Johanna, die mich ängstlich forschend betrachtet hatte, sprang jetzt empor und küsste mich innig. „O geliebter Bruder, thue so, und Du wirst mich zu ewigem Danke verpflichten. Lieber die schlimmste Gewißheit, als diese Höllenqual des Zweifels und banger Befürchtungen, die ich lange zu ertragen mich kaum fähig fühle. Also reise so schnell es möglich ist. Jede Stunde der Verzögerung wird mir zu einer Folterqual!"

Ich versprach es, sagte der Schwester ein flüchtiges Lebewohl und den Eltern daß mich peinliche, Johanna näher berührende Obliegenheiten für einige Tage nach der Hauptstadt führten, und eilte nach Hause, um Alles für die unerwartete Reise vorzubereiten. Schon der folgende Tag sah mich auf der Schnellpost und den Abend darauf hatte ich Berlin und Eugens

Wohnung erreicht, den ich zu meinem Erstaunen nicht daheim fand.

„Der gnädige Herr sind in Geschäften ausgegangen, obwohl er sehr leidend ist!“ sagte der Diener auf meine befremdete Nachfrage.

„In diesem Wetter?“ entgegnete ich und deutete nach dem Fenster, gegen das der Regen in Strömen plätscherte. „Nun ich bin sein zukünftiger Schwager und bester Freund, der den Herrn Rittmeister nothwendig sprechen muß. So werde ich ihn denn hier erwarten und es mir einstweilen bequem machen.“

Der Diener verbeugte sich ehrerbietig und nahm mir Hut und Ueberzieher ab, während ich mich in einen Lehnsessel warf, um meinen Gedanken Audienz zu geben. Und sie waren mannigfaltig und nicht eben freudig angeregt. „Welche Aufschlüsse würde mir Eugen geben, und auf welche Weise konnte er sein mehr als seltsames Betragen zu entschuldigen versuchen?“ —

Ich wagte kaum näher auf diese Frage einzugehen, so sehr bedrückte sie mich, und presste sie mir das Herz zusammen.

„Johanna, arme Schwester,“ seufzte ich. „Was werde ich erfahren, und hören müssen?“ —

Dreizehntes Kapitel.

Ich hatte nicht lange zu warten. Schon nach kaum einer Viertelstunde ertönte ein schriller Glockenzug, und Eugens rascher Tritt näherte sich dem Zimmer, dessen Thür er selbst hastig öffnete. Er sah verstört und angegriffen, aber sehr ruhig aus, und schien nicht eben überrascht, mich hier zu finden.

„Es ist gut, daß Du gekommen bist, Bernhard, denn es gibt Dinge und Angelegenheiten, die sich — immerhin delikater Natur, — besser für eine mündliche als für eine schriftliche Aussprache eignen!“ sagte er und drückte flüchtig meine Hand.

„Ich verstehe Dich nicht — oder fürchte mich vielmehr, Dich zu verstehen, Eugen!“ entgegnete ich ernst und sah mit gemischten Empfindungen in sein bleiches, nur zu deutlich die Spuren von heftigen Seelenkämpfen verrathendes Gesicht.

Er bot mir einen Sessel und zog den seinigen an den kleinen, mit Briefschaften und Schreibutensilien

bedeckten Tisch, an dem ich mich, ihn erwartend, niedergelassen hatte. Dann stützte er das Haupt auf die Hand und blickte mich traurig an.

„Du warst bisher mein Freund," begann er leise, aber mit scharfer Betonung jedes Wortes, „und wenn ich auch nach den Eröffnungen, die ich Dir zu machen habe, leider nicht mehr auf die Fortsetzung unserer alten Beziehungen hoffen darf, so denke ich doch, daß Du meine Aufrichtigkeit anerkennen und mich um früherer Zeiten willen nicht allzuhart beurtheilen werdest!"

Erschreckt und heftig fuhr ich empor, aber er legte beschwichtigend die Hand auf meine Schulter und fuhr, ohne meine Entgegnung abzuwarten, erregten Tones fort:

„Ich habe mich grausam über mich selbst, Bernhard, wie über die Art und Tiefe der Zuneigung getäuscht, die ich Deiner Schwester entgegengebracht habe. Es ist schlimm, — traurig und unverantwortlich, mein Freund, aber weder meine Selbstvorwürfe, noch irgend sonst Etwas auf der Welt, vermögen diese Thatsache zu ändern, noch mich in meine Selbstverblendung zurückzustürzen. — Ich verehre Deine Schwester, und sehe bewundernd zu den Eigenschaften ihres Geistes und Herzens empor, die ganz danach angethan sind,

jeden anderen Mann zu beglücken und ihm ein beneidenswerthes Loos zu bereiten. Aber ich liebe Johanna nicht, — wenigstens nicht mit der Gluth und Hingebung, welche einem Menschen, wie ich es bin, allein die Fähigkeit verleiht, die ihm blindlings vertrauende Frau glücklich und durch ihn befriedigt durchs Leben zu führen!"

Entrüstet sprang ich empor.

„Das heißt, Du willst mit ihr brechen, Eugen, willst das edelste und reinste der Wesen — —"

„Halt ein!" sagte er fest und drückte mich auf den Sessel zurück. „Lass' mich zu Ende reden und Du wirst mich vielleicht minder schroff beurtheilen, und mir zugeben daß einer Dame, wie Deiner Schwester, seine Hand ohne sein Herz anzubieten ein nicht zu sühnendes Unrecht wäre. Also hilf mir denn, Bernhard, hilf mir so zart als möglich die Fessel lösen, die ich mir in beklagenswerther Verblendung über die wahrhafte Beschaffenheit meiner Gefühle angelegt, — ach, nur zu voreilig angelegt habe! — Frage mich nicht, was mich zu dieser Erkenntniß gebracht, welchen Kampf mich dieser, für mich jetzt unwiderruflich gefasste Entschluß gekostet hat. Genug, daß ich nunmehr den einzig gebotenen Weg erkenne und ihn zu gehen entschlossen bin!"

Ich verbeugte mich kurz und kalt. „Das bezweifle ich nicht,“ sagte ich scharf, „denn Du warst immer Meister in der Kunst, Dein eignes Selbst fremden Einflüssen zu entziehen, wo sie Dir irgend lästig oder unbequem werden, oder Deinem Egoismus erfolgreich entgegen wirken konnten. Was kommt es also in diesem Falle auf etwas Anderes als Dein individuelles Wohlergehen an? Ein kleiner Herzbruch mehr oder weniger, — die zerstörte Illusion, — ein vernichtetes Lebensglück. Nein, Eugen, Du bist nicht der Mann, — das erkenne ich jetzt, — der sich daraus ein großes Gewissen zu machen im Stande wäre!“

Jetzt war die Reihe an diesem, heftig empor zu fahren, doch er mäßigte sich gewaltsam und fuhr dann mit ebenso erzwungener Ruhe fort:

„Du bist bitter und ungerecht, Bernhard, denn Du fühlst Dich in dem einstigen Freunde wie in dem Verlobten Deiner Schwester zugleich getäuscht und verletzt. Auch bist Du in gewisser Hinsicht wohl berechtigt dazu, wenn ich auch nicht so eitel bin zu glauben, daß Johanna sich diese meine Wankelmüthigkeit allzu tief zu Herzen nehmen, oder gar dauernd darunter leiden könnte. — Ich gebe im Gegentheile — das sage ich offen — der Hoffnung Raum, daß sie einen Treu-

losen, wie ich es ihr bin, in nicht ferner Zeit vergessen, und an der Seite eines würdigeren Gatten, als ich es ihr leider werden könnte, die Befriedigung und das Lebensglück finden werde, das sie so sehr verdient. Sage ihr das, Bernhard, ich bitte Dich!" Ich bitte Deine Schwester darum, daß sie meiner mehr in Mitleid, denn in Groll und Haß gedenkt. — Daß ich in dieser ganzen traurigen Angelegenheit nicht minder beklagenswerth als schuldig bin, — das, lieber Freund, magst Du glauben, und immer im Gedächtniß behalten!"

„Und das ist Dein letztes Wort? — Du verweigerst mir, — ihr, — Deiner schmählich verlassenen Braut irgend einen näheren Aufschluß über diese Deine, eben so plötzliche als beleidigende Sinnesänderung zu geben, einen Grund für Dein herzloses und unerklärliches Benehmen anzuführen?" rief ich leidenschaftlich und sah ihn drohend an.

„Ja," entgegnete er kurz und mit zusammengezogenen Brauen, indem er starr vor sich niederblickte, „denn der Grund wäre für Dich, — für sie sicher das Unverzeihlichste. Lass' uns abbrechen! — Jede Sylbe mehr würde die uns durch diese Angelegenheit trennende Kluft nur erweitern und die Möglichkeit eines einstigen Wiederfindens fraglicher machen!"

Ich erhob mich schnell.

„So lebe wohl, Eugen!" sagte ich hart. „Diese Stunde zahlt ein gutes Theil der Schuld ab, die ich Dir gegenüber auf mir lastend fühlte. Möge Dir Gott verzeihen, daß Du so freventlich mit dem Herzen eines edlen, Dich zärtlich liebenden Mädchens gespielt und ihr Glück auf immer vernichtet hast. — Um einen Freund ärmer, um eine bittere Erfahrung reicher, verlasse ich Dich. Niemals hätte ich geglaubt, Johanna mit diesen Gefühlen, mit solcher Botschaft wieder begrüßen zu müssen!"

Ich wandte mich, ergriff Hut und Ueberzieher und eilte die Treppe hinab auf die Straße hinunter. Der Gewitterregen war vorüber, aber die Dächer der Häuser tropften noch, und schon thürmten sich dunkle Wolkenmassen — nur von wenigen hervorbrechenden Sonnenblicken gelichtet — am Himmel auf.

„Arme Johanna!" murmelte ich unwillkürlich vor mich hin. „Wird der sich über Deinem bisher so hoffnungsfrischen Leben entladende Gewittersturm Dir noch einige wenige Sonnenblicke des Glückes, noch Lebensmuth und Lebensfreude übrig lassen?" —

Das dritte Buch.

Vierzehntes Kapitel.

Eine längere Zeit war äußerlich einförmig und ohne besondere Begebenheiten für unseren kleinen Kreis dahingestrichen. Johanna hatte den Schlag der Untreue Eugens anscheinend mit größerer Ruhe und Kraft ertragen, als selbst ich es erwartet oder zu hoffen gewagt hatte. Sie erfüllte alle ihre kleinen oder größeren häuslichen Pflichten und Obliegenheiten mit gewohnter Pünktlichkeit und Niemand hatte sich über allzugroße Theilnahmlosigkeit oder gar Vernachlässigung zu beklagen. Aber trotzdem fühlte ich, wie jeder aufmerksame Beobachter, ihr an, daß sie in ihren heiligsten Empfindungen tief verletzt sei, und daß selbst Eltern- und Bruderliebe nur ein unzureichender Balsam für die unheilbare Wunde werden könne, die um so schmerzlicher blutete, als Johanna dieselbe sorgfältig zu verbergen strebte.

Sophie war zurückgekehrt und Pyrmont hatte ihr die volle Blüthe ihrer Wangen, die ganze Elasticität ihres Wesens zurückgegeben. Ich fühlte mich unbeschreiblich beglückt in der Wiederaufnahme unserer reizvollen Häuslichkeit, an deren Spitze meine genesene, innig geliebte Gattin stand, und ich war — trotz meines Mitgefühls für die Schwester — geneigt, die Dinge und die Verhältnisse im besten Lichte zu sehen, und selbst den Eltern Muth und Hoffnung für Johanna's Zukunft zu erwecken. Nur mit Sophie war ich über Eugens Handlungsweise und Benehmen keineswegs einer Meinung, und das vergällte uns manche Stunde traulichen Beisammenseins.

„Ich kann und werde ihm dieses herzlose Spiel mit Johanna nie verzeihen!" sagte ich eines Abends, als wir Beide, von Braunsburg heimgekehrt, im Fenster lagen und uns an der stillen Pracht einer Mondscheinlandschaft labten. „Wie still und bleich heute wieder die arme Johanna war; selbst die Fröhlichkeit unseres und ihres Lieblings, unserer Klara, vermochte ihr kaum ein theilnahmvolles Lächeln abzugewinnen."

Sophie blickte träumerisch in die von Blüthenduft und dem Aroma frischgemähten Heues durchzogene Nacht.

„So hältst Du also das Zurückgehen einer Verlobung nicht für berechtigt oder geboten, sobald die gewähnte Neigung sich als Täuschung erweist?“ fragte sie dann und zog die Quasten ihres Brusttuches langsam durch die schlanken weißen Finger.

„Und wo bleibt Manneswort und Ehre, wo der Glaube an Treue und Zuverlässigkeit, wenn Beides ohne jeden Grund hingeworfen, oder vielleicht gar nur einer neuen verliebten Grille geopfert wird?“ rief ich warm. „Nein, sage nichts mehr, Sophie! Diese schon öfter Deinerseits zu Tage getretene Parteinahme für Eugen erregt und ärgert mich, und ich hoffe noch immer, daß sie mehr eine Frucht des Widerspruchs, als wirklicher Ueberzeugung ist. Wie ist es nur möglich, daß Du, selbst ein Weib, weniger mit der armen Johanna als mit dem Treulosen sympathisirst? Ich könnte fast darob ernstliche Grillen fangen!“

Sie zuckte leicht die Achseln und wendete mir ihr süßes Gesicht zu, das in dem herrlichen Mondenlichte förmlich verklärt erschien. „Bernhard,“ sagte sie mit dem ihr eigenen weichen Tone, „soll ich heucheln oder lügen, wo es sich um eine Ueberzeugung handelt? Eugen von Walden ist kein Mann für Deine Schwester, und wenn ich ihn auch nicht oft gesehen, weiß ich doch,

daß eher Feuer und Wasser sich vermengen, als diese beiden Menschen sich in dauernd beglückter Ehe finden können."

Ich stampfte heftig mit dem Fuße.

„Laſſ' uns abbrechen," rief ich ungestüm, „denn ich fürchte, wir werden uns über diesen Punkt niemals einigen! Du hast nie ein volles Verständniß für die seltenen Vorzüge meiner Schwester gehabt, und bist zu verschieden von ihr, um ihr jemals gerecht zu werden. Aber ich kenne sie, fühle tief mit ihr und werde deshalb Eugen nie verzeihen. Hinter mich geworfen sei Alles, was mich einst mit ihm verband, was ihn mir einstmals so werth gemacht. Er hat sich selbst und rücksichtslos von uns geschieden, Liebe und Freundschaft mit Füßen getreten. So mag es denn sein. Eugen ist todt für mich, für Alle, die mir nahe stehen, und jede Verbindung mit ihm sei für immer abgebrochen. Niemals, niemals soll er sich uns wieder nahen, niemals mit meiner Zustimmung — unsere Schwelle überschreiten. Ich bin quitt mit ihm, Sophie! Nimmer mag und will ich ihn wiedersehen!"

Ich wandte mich ab und verließ das Zimmer, um in der frischen Luft noch eine Art von Sammlung und Beruhigung meiner erregten Nerven zu suchen. Denn

das mangelnde Verständniß Sophiens, ihre laxe Auffassung dieser, mich so tief und schmerzlich berührenden Angelegenheit bedrückten und verstimmten mich mehr, als ich es mir selbst eingestehen mochte. Zum ersten Male waren wir in einem wesentlichen Punkte verschiedener Meinung, zeigte sich mir eine Wolke an dem reinen Himmel unseres bisherigen Eheglückes.

„Immer Eugen, Eugen!“ sagte ich unmuthig zu mir selbst, und schritt den mondbeschienenen Waldpfad hinab, den ich vor wenigen Monden, — ach, unter welchen anderen Verhältnissen, — an seiner Seite gewandelt war. „Welche bestrickende Macht dieser Mensch doch über alle Diejenigen übt, die ihn kennen oder ihm irgendwie näher treten. Ich glaube, ich hasse ihn nächstens fast ebenso sehr, als ich ihm einstmals in Freundschaft ergeben war! — Jedenfalls gäbe ich viel darum, dächte Sophie wie ich, und wäre Eugen uns Allen niemals wieder in den Weg getreten!“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Herbststürme umtosten bereits das Forsthaus von Friedebrück, und die Kronen und Aeste der Buchen und Eichen zeigten sich im buntfarbigsten Blätterschmuck, als Sophie eines Morgens blaß und verstört in mein Zimmer trat.

„Lass' sofort anspannen und einen Arzt holen, lieber Mann," begann sie erregt, „denn unser kleiner Leo scheint mir schwer krank zu sein!"

„Schwer krank und so plötzlich, Sophie? — Es ist gewiß nichts, als ein leichtes Zahnfieber!" entgegnete ich beschwichtigend.

Doch sie schüttelte den Kopf.

„Nein, o nein, ich kenne das Kind!" rief sie ängstlich und sah mich bittend an. „Schon sein Schlummer war unruhig, und jetzt liegt es fieber-glühend und mit röchelnden Athemzügen da und scheint

selbst meine Schmeichelworte nicht zu hören. O bitte, bitte, zögere nicht! — Lass' uns keinen Augenblick verlieren, um noch Hülfe zu schaffen, so lange sie möglich ist!"

Natürlich ließ ich sofort anspannen, um den Kreis-Physikus herbeizuschaffen, und folgte dann Sophie in das Kinderzimmer. Leider erkannte auch ich hier auf den ersten Blick, daß es sich um eine gefährliche Erkrankung handelte, und der herbeigerufene Arzt bestätigte dies. Unser holder Knabe, der noch am Tage zuvor in Gesundheit gestrahlt hatte, war plötzlich von der häutigen Bräune befallen worden, und zwar in so heftiger Weise, daß die Krankheit jeder ärztlichen Hülfe spottete. Der Kampf des jungen, kaum entknospeten Lebens mit dem allgewaltigen Tode war kurz, aber schwer. Schon nach wenigen Stunden hielten Sophie und ich unsern lieblichen, kleinen Leo als Leiche in den Armen, indem wir zugleich für die Erhaltung unseres Töchterchens — Deiner Mutter, liebe Elsa — zitterten.

„Machen Sie, daß Sie Friedebrück schnell und auf längere Zeit den Rücken kehren, denn nichts gleicht der Gefahr der Ansteckung bei dieser tückischen Bräune!" ermahnte der Physikus und wandte sich an meine von

Schmerz überwältigte Frau, die angstvoll schluchzend ihre Arme um die kleine Klara geschlungen hatte.

„Nur sofortige Luftveränderung und eine längere Abwesenheit bietet einige Sicherheit, daß diese entsetzliche, in diesem Fall noch mit Scharlach verbundene Krankheit nicht auch Ihre Frau Gemahlin oder Ihr Töchterchen ergreift!“ fuhr er dann, mich bei Seite ziehend, fort. „Ich verpflichte Sie dafür zu sorgen, wenn Sie nicht noch Schlimmeres erleben wollen.“

Von Schreck und Unruhe erfüllt eilte ich mit dieser Nachricht, wie auch zugleich mit der Trauerkunde, nach Braunsburg hinüber, wo meine tiefgebeugten Eltern meinem Entschluß Sophie und die Kleine sofort nach Berlin zu schicken Beifall spendeten. Die Erstere wollte zwar anfänglich von dieser erneuten Trennung und noch dazu unter so traurigen Umständen Nichts hören. Als ich ihr aber die Dringlichkeit der Gefahr und die Verantwortung unserem Töchterchen gegenüber nochmals nahe legte, willigte sie endlich in das Unvermeidliche. Mit welcher Sorge ich sie abermals, und dieses Mal mit dem Kinde, reisen sah, während mich die Bestattung unseres kleinen Leo noch außerdem in Anspruch nahm, lässt sich nicht schildern! — Aber bald fiel ein Lichtstrahl in diese dunkle Trauerepoche.

Denn schon nach kaum acht Tagen, und während ich mit meinem Vater ernstlich berathschlagte wie ich wohl Urlaub erhalten, und mich auf einige Zeit zu Sophie nach Berlin begeben könne, erhielt ich den Befehl, auf die nächsten sechs Monate in Potsdam Dienst zu thun, wo man soeben das Regiment der Jäger errichtet hatte. Nichts hätte mir in diesem Momente erwünschter kommen, und der Möglichkeit, wenigstens in Sophiens Nähe zu sein, mehr Vorschub leisten können."

Mein Großvater hielt hier wiederum in seinen Erzählungen inne und stützte den Kopf auf den Arm, während ich in immer gespannterer, fast athemloser Erregung jedem seiner Worte, jeder seiner Mienen folgte. Dann fuhr er, sich plötzlich ermannend, mit deutlichem aber unwillkürlich bisweilen vor Erregung bebendem Tone fort:

„Meine Frau hatte sich unter Beistand Deines Onkels Larochers und seiner Gattin Mathilde, die, wie Du weißt, Verwandte von mir sind, einfach aber zweckgemäß in Berlin etablirt und dort eine chambre garnie in der Lindenstraße bezogen. Dieselbe lag ganz in der Nähe der Larocher'schen Wohnung, und ich

freute mich, daß Sophie, die das jugendliche Ehepaar in Pyrmont kennen gelernt hatte, an demselben eine Art von Anhalt, wie einen angenehmen Umgang besaß. Natürlich war ihr zur Besorgung der Wirthschaft und des Kindes auch Friederike wieder mitgegeben, und so konnte ich über ihre äußere Situation momentan so beruhigt, als unter solchen Umständen möglich, sein. Was aber ihren natürlichen Schmerz um den Verlust unseres Knaben und unser erneut gestörtes Zusammensein betraf, so mussten wir uns Beide darin zu fügen, und mit der Hoffnung auf bessere Zeiten zu trösten suchen.

„Ich komme so oft herüber, als ich es nur irgend ermöglichen kann, meine geliebte Sophie!" sagte ich, nachdem ich sie auf der Durchfahrt in ihrer Berliner Wohnung begrüßt und sie zwar bleich und traurig, aber doch körperlich wohl angetroffen hatte. „Und dann hast Du ja das Kind, Larocher's und selbst die gute Friederike zur Hand, die immer mit Dir von meiner Wenigkeit und der lieben Heimat plaudern kann. Sollte Dir da diese, wenn auch nicht eben heitere Zeit, allzu trübe und langsam vorüberschleichen?"

Sie sah stumm und sinnend vor sich nieder.

„Es ist immer hart, sich unter solchen Umständen trennen zu müssen, Bernhard," flüsterte sie dann, und lehnte sich sanft an meine Schulter, „hoffen wir, daß es das letzte Mal ist! Mir scheint oft, als sei ich allzu einsam, als könne ich, mir selber überlassen, einmal wirklich melancholisch werden."

Sechszehntes Kapitel.

Der Weg zwischen Potsdam und Berlin wurde in den nächsten Wochen selbstverständlich meinerseits so oft zurückgelegt, als es meine militärischen Obliegenheiten nur irgend gestatteten. Es war meine größte Freude und Erholung, hin und wieder einmal einen Mittag oder Abend bei Sophie und unserem, sich täglich lieblicher entfaltenden Töchterchen zuzubringen, und ich fand die Erstere auch allmälig heiterer und über den Tod unseres Knaben beruhigter. Nur fragte ich mich bisweilen, ob Sophiens Zurückhaltung, die sie selbst mir gegenüber meistentheils wahrte, nicht seit dem Verluste unseres Kindes noch im Zunehmen sei, und äußerte mich sogar einmal zu Cousine Mathilde darüber. Diese war sowohl aus Banden der Verwandtschaft wie der Sympathie meiner Frau Haupt-

umgang in Berlin, und ich selbst war ihr aufrichtig zugethan.

„Meinen Sie nicht, daß Sophiens Verschlossenheit oft zu weit geht, und daß sie sich das Schwere im Leben dadurch unnöthig noch schwerer macht?“ fragte ich Mathilde eines Tages, als ich sie bei einem Besuche allein traf.

„Ich kannte Ihre Frau früher nicht, lieber Bernhard, und vermag daher schwer zu entscheiden, ob ihre Zurückhaltung mehr ihrer Eigenthümlichkeit oder einer gewissen, offenbar Ihnen gegenüber hervortretenden Befangenheit entspringt!“ lautete die ruhige Antwort.

„Befangenheit mir, ihrem Gatten gegenüber?“ fragte ich erstaunt. „Aber wie in aller Welt käme Sophie dazu? Muß sie doch wissen, wie über Alles ich sie liebe und jedem ihrer Wünsche gern entgegenkomme, insofern dessen Erfüllung nur irgendwie im Bereiche der Möglichkeit liegt. Weshalb sollte sie also mir, ihrem Manne und natürlichen Beschützer, nicht ihr unbegrenztes Vertrauen schenken?“

Cousine Mathilde richtete ihre ehrlichen, blauen Augen fest auf mich.

„Ist es Ihnen wirklich um meine offene Meinung

zu thun, Bernhard, und besitzen Sie den Muth die Wahrheit zu hören, auch wo sie Ihnen vielleicht unangenehm und enttäuschend entgegentritt?"

Ich neigte stumm und erwartungsvoll das Haupt.

„Nun denn," fuhr sie liebreich aber ernsten Tones fort, „muß ich befürchten, daß Sie Sophie gegenüber zu heftig sind, — und Ihrem Temperamentsfehler häufig in einem Grade die Zügel schießen lassen, der Sie einer so schüchternen Natur, wie Ihre Frau, um so mehr entfremdet, weil sie sich zugleich erschreckt und machtlos dagegen fühlt. Ich kenne Ihr Herz und bin überzeugt, daß Sie mit Ihrer Heftigkeit nur in den seltensten Fällen verletzen, niemals aber wirklich hart und ungerecht sein wollen. Dennoch habe ich Sophie erst nach Ihrem neulichen Besuche in Thränen schwimmend und in einer Aufregung gefunden, wie ich sie ihr kaum zugetraut hätte."

Ich fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ah so, ja ich weiß! — Es war unverantwortlich von mir, daß ich in solche Leidenschaft gerieth und ihr so harte Dinge sagte. Aber wir Menschen haben insgesammt mehr oder weniger unsere Achillesferse, liebe Mathilde, das heißt einen Punkt, an dem wir besonders verwundbar sind. Und dieser besteht bei mir in der,

mich in doppelter Beziehung hart treffenden Auflösung der Verlobung meiner armen Schwester Johanna, die mir nicht nur die Zuversicht auf ihr ferneres Lebensgeschick, sondern zugleich auch den besten Freund gekostet hat. Sophie aber zeigt mir bei dieser Veranlassung durchaus nicht die Theilnahme und das Verständniß, das ich sonst bei ihr zu finden gewohnt und zu erwarten berechtigt zu sein glaube. Ihre offenbare Parteilichkeit für den treulosen Eugen, wie auch ihre Kälte und Gleichgültigkeit Johanna gegenüber hat mich schon mehrere Male geärgert und verstimmt. Auch an jenem Tage fühlte ich mich tief verletzt davon."

„Dann dürfen Sie es aber auch Ihrer Frau nicht verargen, wenn sie gänzlich schweigt, wo sie Ihre Meinung nicht theilt!" entgegnete Cousine Mathilde sanft. „Die Sache geht mich ja nichts an. Fragen Sie mich aber, lieber Bernhard, so halte ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen und Ihnen nochmals zu wiederholen: Hüten Sie sich, Sophie einzuschüchtern und zurückzuschrecken. Sie ist eine äußerst zart besaitete sensitive Natur, und dabei weit leidenschaftlicher, als es den Anschein hat. Einmal beirrt und getäuscht, wo sie den sicheren Halt gesucht, aber nicht in entsprechendem Maße gefunden hat, könnte dieses warme Herz, dieser

lebhafte Geist leicht sich in unberechenbare Bahnen verlieren."

Ich war überrascht und betreten von diesen Mittheilungen, die mir meine Frau gleichsam in neuem Lichte zeigten. Aufrichtig erkenntlich küßte ich Cousine Mathilde's Hand, und eilte zu meiner Sophie. Diese offenbar aus wahrer Theilnahme entsprungene Mittheilung hatte mir mehr Eindruck gemacht, als ich es mir selbst zugestehen mochte.

„Ist das wahr, Sophie?" fragte ich dieselbe, nachdem ich ihr den Inhalt meiner Unterredung mit Mathilde mitgetheilt hatte.

„Nur allzuwahr, lieber Mann!" erwiderte sie seufzend und sah schüchtern auf.

„Wie? Du könntest Dich vor mir, Deinem zärtlichen Gatten, fürchten, eines Temperamentsfehler halber fürchten, von dem nur mein wildes Blut, niemals aber mein Herz etwas weiß?" rief ich bewegt und zog sie in meine Arme.

„Nicht, wenn Du so lieb und gut bist, wohl aber, wenn Du zürnst, Bernhard!" entgegnete sie lächelnd und entwand sich mir sanft. „Dann stockt mir der Athem, ich bin wie gelähmt vor Schreck, und könnte mein irdisches wie mein ewiges Heil eher verscherzen,

als Dir in solchen Momenten des Jähzorns einen Fehler beichten, oder unerschrocken Dir entgegen treten."

Sie sprach mit seltsamer Hast und Energie, und beschämt — erstaunt sah ich in ihr, von Erregung glühendes Gesicht. Ich gelobte mir Mancherlei, als ich an jenem Nachmittage wiederum in dem dumpfigen Coupé der Schnellpost saß, und die monotonen Kiefernwälder und wenig von grünen Wiesenflächen unterbrochenen Stoppelfelder einförmig an mir vorüber glitten. Aber was sind nur zu oft gute Vorsätze und Entschlüsse der Menschen?

Fortgefegt, wie die Spreu im Winde sind sie unzählige Male, so bald die Stunde der Versuchung naht, und man nicht unablässig zu ernstem Kampfe gegen sich selbst und seine Lieblingsfehler gewappnet ist.

Leider lag der Zeitpunkt nicht fern, an dem ich diese betrübende Wahrheit an mir selber erfahren, und diese Lehre mit dem Besten, was ich besaß, bezahlen sollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Nachrichten aus Braunsburg lauteten während jener Zeit durchaus nicht befriedigend. Meine Eltern schrieben nicht nur gebeugt durch den Tod unseres kleinen Leo und die dadurch entstandene längere Trennung von Sophie und dem Kinde, sondern sie fühlten sich auch täglich mehr beunruhigt durch Johanna's leidendenden Gesundheitszustand. Was mir die Mutter darüber mittheilte, stand nur zu sehr im Einklange mit den Befürchtungen, die ich selbst insgeheim stets gehegt hatte. Je heroischer Johanna äußerlich die tiefe Herzenswunde verbarg, die ihr Eugens Untreue geschlagen hatte, um so mehr litt sie innerlich. Das gewaltsam unterdrückte und mit unnatürlicher Kraft beherrschte Gefühl rächte sich, und begann an dem Marke ihres Lebens zu zehren, weil es

sich nicht in Thränen zu ergießen, in gerechten Klagen auszuströmen wagte. Auch mir hatte schon bei meinen letzten Besuchen in Braunsburg der Schwester immer matter blickendes Auge, die Blässe ihrer Wangen und das wehmüthige, ihre Lippen umspielende Lächeln, wenig gefallen. Aber ich war zu sehr durch meine eigenen Kümmernisse abgezogen, als daß ich mich hätte eingehender um die Schwester bekümmern, oder sie deshalb hätte befragen mögen.

„Sie kämpft das Unabänderliche am Besten in und mit sich allein durch!“ sagte ich mir. „Es ist nichts zu machen, als Gott, und dem heilenden Balsam der Zeit zu vertrauen. Möchte ich die geliebte Schwester in besserer Fassung wiederfinden.“

Dazu schien nun aber nach dem neuerdings empfangenen, sehr besorgten Briefe meiner Mutter, leider wenig Aussicht zu sein. Derselbe beunruhigte mich sehr, und ich theilte ihn sobald als möglich Sophie mit, die indessen von einem gefahrdrohenden Leiden nichts wissen wollte.

„Was für ein Schwarzseher und Hypochonder Du in Bezug auf Johanna bist!“ sagte sie neckend und zupfte mir den Bart. „Ich wollte, Du hättest eben so offene Augen für mich und meine Leiden und Stim-

mungen! Diese scheinen Dich, — im Vergleiche zu ihr, — wahrlich wenig genug zu beunruhigen."

„Wie kannst Du nur so scherzen?" entgegnete ich halb ärgerlich, halb verstimmt. „Johanna ist elend, ist unglücklicher als Du glaubst — ich kenne sie darauf —, wenn auch ihr Stolz sich dagegen sträubt, es sich merken zu lassen. Und wenn ich nur daran denke, durch wen! — lass' mich schweigen, Sophie! — Mein Blut wallt heiß auf, wenn ich des frevlen, nichtswürdigen Spieles gedenke, das mit einem Herzen getrieben worden ist, das selbstloser wohl niemals auf Erden geschlagen hat. Es ist mir dann oft, als wenn ich dem Mörder ihres Glückes, vielleicht ihres Lebens, noch einmal an den Kragen, als wenn ich die arme Schwester so oder anders noch einmal an ihm rächen müsste!"

Sophie fuhr erschreckt zurück.

„Das an dem Retter Deines Lebens, Bernhard? — Nein, nein, es scheint Dir nur so, wenn Du zornig bist. Daß Du solche grausame Vergeltung in Wahrheit zu üben jemals fähig wärest, glaube ich nicht, und Gott verhüte, daß ich das jemals für möglich hielte!"

„Nun, ich werde Eugen hoffentlich niemals wieder=

sehen, oder in den Fall kommen, unsere früheren Beziehungen irgendwie zu erneuern!" rief ich erregt. „Sollte er indessen, was ich nicht fürchten will, bei einer zufälligen Begegnung dazu geneigt erscheinen, so bitte ich Dich, Sophie, daß Du ihn kalt und abweisend genug behandelst, um ihm meine — unsere Stellung zu ihm — für die Zukunft klar zu machen!"

Abermals schöpfte der Großvater tief Athem, sah mir schmerzlich bewegt ins Gesicht und fuhr dann fort:

„Was nun folgt, meine liebe Elsa, ist mir selbst erst nach und nach ganz zur Kenntniß gelangt, und später in seinem innersten Zusammenhang folgerecht und völlig entschleiert worden. Aber ich habe genug davon selbst erlebt, und das unfreiwillig oder erzwungen Gehörte genugsam laut und leise durchdacht, als daß ich es nicht als ein abgerundetes Ganze zusammenzustellen, und Dir in dieser Weise zu erzählen vermöchte. Höre sie denn also zu Ende, diese traurige Geschichte der Schuld und der wild entfesselten, durch nichts mehr zu zügelnden Leidenschaft. Möge sie Dir zur besseren Erkenntniß des göttlichen Willens, zum warnenden Beispiele für die etwaigen Fügungen und Prüfungen Deines eigenen Lebens dienen!

„Es war an einem jener trüben naßkalten November-

abende, die ganz besonders zu traulichem Familienleben am häuslichen Herde aufzufordern scheinen, als ich einst zu ganz ungewohnter Stunde von Potsdam nach Berlin herüberkam. — Mein Vorgesetzter hatte eine wichtige und eilige Meldung dahin zu befördern, und mich aus persönlichem Wohlwollen mit deren Uebernahme betraut, da er wusste, wie sehr ich unter der anhaltenden Trennung von meiner Gattin litt, und wie ich mit jeder Minute geizte, die ich in ihrer Gesellschaft zubringen durfte. Natürlich wurde meine dienstliche Obliegenheit zuerst absolvirt. Dann aber näherte ich mich unter der angenehmen Vorstellung, wie sehr ich Sophie durch meinen unerwarteten Besuch erfreuen und überraschen würde, mit eiligen Tritten und klopfendem Herzen unserer Wohnung in der Lindenstraße. Ein traulicher Lichtschein drang durch die nur halbgeschlossenen Fensterladen aus Sophie's Zimmer und bestärkte mich in der Hoffnung sie daheim zu finden.

„Wie gut trifft es sich, daß sie nicht zu den Larocher's gegangen ist, was ich selbst ihr ja immer anempfohlen habe, um sich — wenn unsere Clara zur Ruhe gebracht — eine kleine Zerstreuung zu bereiten!" sagte ich zu mir selbst, und zog mit dem Gefühle tiefer

Befriedigung die Klingel, deren schriller Ton fast unheimlich an mein Ohr drang. Aber dessen ungeachtet schien Niemand im Hause darauf zu hören, denn es währte zu meinem Befremden mehrere Minuten bis geöffnet wurde, und sich Friederikens etwas verstörtes Gesicht in der Hausthür zeigte.

„Nun, was gibt es? Deine Gebieterin ist doch wohl?“ fragte ich bestürzt, denn das flackernde Licht der Laterne ließ mich erkennen, daß Friederike sowohl verlegen als erschreckt ausschaute.

„Nein, die gnädige Frau haben sich bei einem Spaziergang erkältet und heute noch außerdem heftigen Kopfschmerz zugezogen!“ entgegnete sie gepresst. „Gestatten der gnädige Herr, daß ich die ungeahnte Ueberraschung melde?“

„Mit nichten, ich will sogleich selbst zu ihr!“ rief ich enttäuscht und besorgt, und eilte die Treppe hinauf. Sophiens Wohnzimmer war leer, aber auffallend hell erleuchtet, was mich im raschen Durchschreiten einigermaßen befremdete. Mein Herz war aber zu sehr von Sorge, mein Kopf von Sophiens Unwohlsein erfüllt, als daß ich dieser ungewöhnlichen Sache eine weitere Beachtung geschenkt, oder mich mit der Veranlassung dazu eingehender beschäftigt hätte. Ich stürmte geraden

Weges hindurch bis zu Sophiens, nur matt von einer Hängelampe beleuchtetem Schlafkabinet, in dem sie selbst völlig angekleidet und nur leicht bedeckt auf einem Sopha ruhte. Sie lag mit dem Gesicht der gegenüberliegenden Wand zugekehrt, und den Kopf auf den linken Arm gestützt, wie schlummernd da. Bei meinem Eintritt aber schreckte sie rasch empor, und ein, mir nicht eben freudig klingender Aufschrei entrang sich ihren Lippen. Ich eilte auf sie zu. Wie anders hatte ich mir diese mir so köstlich ausgemalte Ueberraschung vorgestellt, und mit welcher Enttäuschung sollte sie zu Ende gehen.

Achtzehntes Kapitel.

„Sophie, liebes Weib, bist Du krank? rief ich ängstlich und setzte mich an den Füßen ihres Lagers nieder.

„Ja, ich litt große Schmerzen und dann, Bernhard, dann —“ sagte sie stockend und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Dann, was dann Sophie?“ — wiederholte ich unruhig und suchte ihr frei ins Antlitz zu blicken.

„Dann bin ich hier in Berlin so allein, so melancholisch und trüben Gedanken anheimgegeben.“

„Aber das Kind, mein Lieb, unsere Klara, liebes Herz! — Ist sie Dir nicht der beste Trost, eine Quelle immerwährender Anregung und Beschäftigung?“

Sie stockte und sah mich mit einem Blick an, den ich erst später verstand. Dann sagte sie zögernd und mit gepresstem Tone: „Ja, Bernhard, aber doch ist mir das Kind eine große Verantwortung und ich bin

in beständiger Furcht, daß ihm ein Unfall begegnen, ein böses Geschick uns dasselbe auch noch entreißen könnte. Ich bedarf eines Haltes, einer Stütze, lieber Mann, und Beides entbehre ich jetzt."

Ein unbehagliches, halb zorniges, halb schmerzliches Gefühl durchzuckte mich, und das Unvermögen Sophiens momentane Lage zu ändern, oder die Verhältnisse nach ihren Wünschen zu gestalten, gab mir eine Gereiztheit die ich nicht zu beherrschen vermochte.

„Welchen Haltes, welcher Stütze bedarf ein reines tugendhaftes Weib, das sich selbst achtet und seinen Gatten liebt?" fragte ich erregt. „Kann ich es ändern, daß wir jetzt vorübergehend getrennt und nicht immer bei einander sind? Und musst Du es nicht, wie die Sachen einmal liegen, als eine große Vergünstigung betrachten, daß ich wenigstens in leicht erreichbarer Nähe leben, und Dir in jedem besonderen Falle mit Rath und That zur Seite stehen kann?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Bis auf die Momente, in denen Du mir fehlst!" entgegnete sie gereizt. „Und dann trage ich doch eben nicht, wie Doktor Faust, ein Mäntelchen, das mich vor meinen Freunden und Bekannten unsichtbar macht, wenn ich sie etwa zu vermeiden wünschte. So gehe

ich z. B. neulich, Klara an der Hand, die Wilhelmsstraße hinab, als mir Baron Eugen daselbst entgegenkommt. Da an ein Ausweichen daselbst, bei den mangelnden Querstraßen, nicht zu denken war, so — —"

„Eugen von Walden?" schrie ich wild. „Sage mir, wie benahm er sich? Hatte er etwa die Kühnheit, Dich anzureden, oder Dich gar mit seiner Begleitung zu behelligen? Ich hoffe es nicht, denn bei Gott! Ich wollte ihm den Versuch einer erneuten Annäherung, sei der vorgebliche Grund auch noch so triftig, nicht gerathen haben."

Sie wurde sehr bleich.

„Auch nicht, wenn es in edelster uninteressirtester Absicht geschähe, wenn er mir einen großen, für mich unschätzbaren Dienst zu leisten oder mich aus einer Gefahr zu befreien Gelegenheit hätte?"

„Niemals, nie!" rief ich leidenschaftlich, denn diese Vorstellung entflammte meinen Zorn auf das Aeußerste und ich stampfte mit dem Fuße, daß es im Zimmer dröhnte. „Dieser Mensch existirt nicht mehr für uns, und ich will das Andenken an ihn so viel als möglich aus meiner Seele löschen. Er ist todt für mich, und soll es hinfort für Alle sein und bleiben, die mir

nahe stehen und angehören. Verstehst Du mich recht, Sophie? Ich sagte es Dir schon früher einmal und wiederhole es Dir jetzt mit apodiktischer Bestimmtheit und unerschütterlicher Unumstößlichkeit. Du weißt, wie ich Dich liebe, wie theuer Du mir bist! — Aber niemals, Sophie, niemals würde ich Dir verzeihen, wenn Du mir in Bezug auf Eugen ungehorsam gewesen wärst, — wenn er jemals mit Deiner Zustimmung die Schwelle unseres Hauses wieder betreten, oder Du ihm zu irgend welcher Annäherung an uns Veranlassung oder gar Ermuthigung gegeben hättest. — Aber was spreche ich da! — Welcher garstige Dämon versetzt mich in diesen Zorn, indem er mir Dinge und Situationen vorgaukelt, die ich selbst ja nur als Hirngespinnste meiner erregten Einbildung betrachten, — in der Wirklichkeit aber als unmöglich erkennen muß. Vergib meinen Jähzorn, Sophie! — Man sagt, Jedermann besitze mehr oder weniger einen wunden Punkt, dessen Berührung ihm äußerst empfindlich, bei einem leidenschaftlichem Temperamente vielleicht sogar gefährlich ist. So nimm denn diese Verletzbarkeit hinsichtlich Eugens für den meinigen.

Sophie schien durch meine Heftigkeit, wie durch den Inhalt meiner Worte vollständig gebrochen zu sein.

Wie halb ohnmächtig lehnte sie sich in die Kissen zurück und schloß die Augen, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden. O daß sie es gehabt, daß sie in jenem Augenblick den Muth zu dem Bekenntnisse besessen:

„Ich habe Eugen nur eine Stunde zuvor hier in diesen Räumen empfangen, weil er mich und das Kind vor dem Angriffe eines Trunkenboldes beschützt, — vor der Schmach öffentlicher Mißhandlung eines Elenden behütet hat.“

Es wäre vielleicht noch Alles gut und selbst meine Auffassung der Sache eine mildere geworden. Aber es war gegen ihre Natur. Durch meinen Jähzorn verschüchtert und erschreckt, wagte sie dieses offene Geständniß nicht und taumelte somit mehr und mehr dem, uns für immer scheidenden Abgrunde zu, dem ich sie selbst in mangelnder Selbstbeherrschung und unheilvoller Verblendung entgegen trieb.

„Sie werden die gnädige Frau tödten und das Schlimmste herbeiführen, wenn sie in solchen Zorn gerathen!“ ertönte dicht neben mir die Stimme Friederikens, die durch meinen Zornesausbruch erschreckt herzugeeilt war, und nun Sophiens Schläfe mit stärkenden Essenzen netzte. „Schon leidend, und dann noch solche

Gemüthsaufregung? Wie mögen der gnädige Herr das verantworten?"

Dieser gerechtfertigte Vorwurf und Sophiens Anblick brachte mich sofort zu mir selbst, und erfüllte mich mit Scham und Reue über meine mangelnde Selbstbeherrschung.

„Sie haben Recht, Friederike, ich danke Ihnen!" sagte ich weich und bot ihr die Hand. „Ich bin unverantwortlich heftig und rücksichtslos gewesen, und bedaure das aufrichtig. Aber glauben Sie mir, daß es Dinge giebt, die mit meinem innersten Empfinden, mit diesem Baron Eugen so grausam verknüpft, so alle meine Fibern erregend verbunden sind, daß sie mich halb wahnsinnig zu machen drohen!"

Sie sah mich seltsam und mit ängstlich forschendem Ausdruck an.

„Nichts mehr davon!" rief ich abbrechend und zog die Uhr. „Ich muß fort, wenn ich die Nachtpost nicht versäumen und Potsdam noch zu rechter Zeit erreichen will. Auch glaube ich, daß es für meine Frau zuträglicher ist, wenn wir uns heute Abend nicht weiter aussprechen, sondern uns erst in einigen Tagen und in ruhigerer Gemüthstimmung wiedersehen!"

Friederike nickte bedächtig und offenbar erleichtert,

während ich mich über Sophie beugte, und ihre sich langsam öffnenden thränenfeuchten Augen mit flüchtigem Kusse streifte.

„Vergieb es mir und meinem, auf diesen Punkt stets unnatürlich erregten Blute, wenn ich Gespenster gesehen und Dir ohne böse Absicht wehe gethan habe!“ flüsterte ich, und drückte ihre Hand. „Möchte es das letzte Mal wenigstens um dieses Gegenstandes willen gewesen sein! Nie mehr wird er hoffentlich eine Erörterung zwischen uns nöthig haben.“

Sophie ließ Alles apathisch geschehen und neigte nur leicht das Haupt, indessen ich mich bewegt und reuevoll von ihrer Seite riß, und Friederike ernstlich verpflichtete, mir gleich morgen Nachricht von dem Befinden ihrer Gebieterin zu geben, und nöthigenfalls zum Arzte zu schicken.

Getäuscht, mißgestimmt und unzufrieden mit mir selbst, mit Sophie und der ganzen Welt, schritt ich die Treppe hinab und auf die Straße hinaus, durch die ich erst kurze Zeit vorher in so anderer Stimmung gekommen war.

Es regnete heftig, und die schon ganz entblätterten Lindenbäume vor Sophiens Fenster bogen ihre Kronen und rauschten im kalten Novembersturme.

„Wie sehr harmonirt dieses wüste Durcheinander der Natur mit meinem Innern!“ dachte ich unwillkürlich, während die, gleich Irrlichtern flackernden spärlich aufgehängten Straßenlaternen nur unvollkommen meinen Weg beschienen. Ach, ich ahnte nicht, welchen neuen Kümmernissen und Gemüthsbewegungen mich derselbe entgegenführte.“

Neunzehntes Kapitel.

Der Großvater machte eine Pause, wie um sich zu sammeln, und fuhr dann, seine Blicke ernst auf mich richtend, in wehmuthsvollem Tone fort:

„Wie anders, meine Tochter, würden wir oft handeln, wenn wir uns von Jugend an befleißigten, uns zu einer strengen Rechenschaft über uns selbst und die eigentlichen Motive unserer Handlungen anzuhalten. Ich war leider niemals darauf hingewiesen worden, denn sonst hätte ich mir gestehen müssen, daß nicht nur der, bezüglich Johanna's auf Eugen geworfene Groll, sondern noch andere Ursachen vorhanden waren, um denselben bis zu solcher Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Ich empfand, mir selbst nicht klar bewusst, eine Art von nagender Eifersucht, die nicht nur aus den blendenden Vorzügen Eugens, sondern hauptsächlich aus der großen Anerkennung entsprang, mit der

Sophie stets von ihnen gesprochen hatte. Ihre, mir gänzlich unberechtigt erscheinende Parteinahme für den einstigen Freund, die dämonische Gewalt, welche er auf die Gemüther zu üben verstand, wo er seinen Einfluß geltend zu machen wünschte, — dieses Alles vereinte sich, um mir jede fernere Beziehung zu ihm unerwünscht und gefährlich erscheinen zu lassen.

„Eugen ist ein Egoist vom Scheitel bis zur Sohle, seine Aufwallungen sind zwar lebhaft, aber ohne alle Tiefe und Nachhaltigkeit, und niemals würde er sich über einen geliebten Gegenstand andauernd vergessen!“ sagte ich zu mir selbst, als ich an jenem verhängnißvollen Abende düster und schwermüthig meiner Garnison entgegen rollte. Und weil ich das weiß, und dennoch Jahre lang selbst unter dem Bann gestanden habe, den seine hinreißende Liebenswürdigkeit und gewinnende Umgangsform um Alle schlingt, die ihm näher treten, eben darum sollen und müssen wir fortan dauernd und unwiderruflich geschieden bleiben. Du siehst, meine liebe Elsa, daß meine gänzliche Enttäuschung über Eugen, wie das oben bezeichnete Gefühl eifersüchtiger Bitterkeit mich ihn jetzt in demselben Maße hart beurtheilen ließ, als ich ihn früher überschätzt und vergöttert hatte. Du wirst also auch begreifen, wie mich

die Vorstellung erregt, daß er, trotz seines herzlosen Bruches mit Johanna und meines ausdrücklich kund gethanen Willens, die erste Gelegenheit einer neuen Annäherung durch Sophie ergriffen, und diese ihn wohl gar noch dazu ermuthigt hatte. So hatte mich der Jähzorn übermannt, ich ihm in unverantwortlicher Leidenschaft und Voreiligkeit einen mir selbst nachträglich tief beschämenden Spielraum gegeben.

„Es ist gut, daß der Herr Hauptmann da sind, denn ich habe einen Brief abzugeben, der heute Abend von einem expressen Boten gebracht worden ist!“ empfing mich mein Bursche, sobald ich die Schwelle meines Zimmers überschritten hatte.

Ich stutzte und erbrach ahnungsbang das schwarz gesiegelte, mit der Aufschrift meiner Mutter versehene Schreiben. Es lautete:

„Mein theurer Sohn!

Du musst zuerst den Schlag erfahren, der schon längere Zeit drohend über unseren Häuptern hing, und nun mit fast vernichtender Gewalt auf mich und Deinen armen Vater herabgefallen ist. Fasse es, wenn Du es sogleich vermagst, und trage es mit männlicher Ergebung, wenn ich Dir sage:

„Die beste der Töchter, die treuste der Schwestern

ist nicht mehr — unsere Johanna hat ihre reine Seele dem Quell ihres Ursprungs, — dem Himmel zurückgegeben! —“

„Ich stand wie vom Donner gerührt,“ sagte mein Großvater „und starrte mehrere Sekunden auf das unselige Blatt in meiner Hand, ohne dessen Inhalt verstehen zu können. Doch lies selbst, liebe Elsa, was meine Mutter unter dem ersten Eindruck dieser schmerzlichen Katastrophe schrieb, und was ich Dir nicht anschaulicher mitzutheilen vermöchte.“ Er überreichte mir den ominösen Brief und ich fuhr in steigender Theilnahme zu lesen fort:

„Gestern Abend um halb sechs Uhr, hat, mein geliebter Sohn, ein Dasein geendet, das von jeher ein Segen für Alle ward, die unserer Johanna jemals nahe getreten sind. Ich selbst habe ihren letzten Athemzug vernommen, dem Troste unseres Alters, der Freude unseres Lebens die brechenden Augen zugedrückt. O mein Bernhard! warum musstest gerade Du, der Du ihr stets nicht nur ein wahrer Bruder, sondern zugleich auch der beste Freund gewesen bist, in Johanna's Sterbestunde fern und unerreichbar von ihr weilen? Weshalb durftest Du ihr nicht zum wenigsten den letzten Kampf erleichtern,

und mit eigenen Ohren ihre letzten Seufzer und Bekenntnisse entgegen nehmen? — —

Doch ich will mich nicht in fruchtlosen Klagen über das, nunmehr dennoch Unabänderliche ergießen, sondern vielmehr versuchen Dir noch das Wenige von Johanna's letzten Erdenstunden mitzutheilen, das mein und Deines Vaters schmerzlichstes Erlebniß bildet. Du hörtest, daß die arme Schwester schon seit längerer Zeit ungewöhnlich leidend war, und daß wir ihr Aussehen und ihre ganze Erscheinung in beunruhigender Weise verändert fanden. Aber wir hofften trotzdem mit der ganzen blinden Zuversicht dessen, was man so innig wünscht, daß unsere Pflege und Fürsorge sie erhalten und daß uns sogar vielleicht eine günstige, ihrem Leben erneuten Gehalt versprechende Fügung dabei zu Hülfe kommen, daß es dasselbe abermals in hoffnungsfrohe Bahnen lenken werde. Denn Herr von Claudius, der seit Deiner Abwesenheit neu installirte Landrath unseres Kreises, ein junger Mann von zuverlässigstem Charakter und einnehmendster Persönlichkeit, bethätigte seine tiefe und warme Neigung für die geliebte Tochter so offenkundig, daß wir bereits Hoffnung hegten, sie werde nicht dauernd unempfindlich dagegen

bleiben. Aber ach, es war zu spät! Johanna's zarte Constitution und der, an ihrem innersten Leben nagende Gram um den treulosen Eugen hatten vereint ihr Werk gethan, um dieses junge Dasein zu brechen und ihren frühen Tod herbeizuführen. Denn gerade an dem Jahrestage ihrer einstigen Verlobung mit demselben theilte man ihr mit, daß die eigentliche Ursache von Eugens Treubruch nicht etwa aus dem Zweifel an ihrer inneren Zusammengehörigkeit und Fähigkeit, sich einander dauernd zu beglücken, sondern lediglich aus der jäh emporflammenden Leidenschaft entsprungen sei, die Eugen für eine Andere, ihr gar nicht fern stehende Persönlichkeit ergriffen habe.

Obgleich Johanna sich dieses zu glauben oder gar einem bestimmten Verdachte Raum zu geben sträubte, war doch die Erschütterung welche ihr diese, aus wohlunterrichteter Quelle stammende Mittheilung verursachte so groß, daß ein Blutsturz eintrat, der sie binnen wenigen Stunden dem Grabe entgegenführte.

‚Auch das noch!' lispelte sie, indem sie mir mit schon halb brechendem Auge das unselige Schriftstück zeigte. ‚Ist es nicht genug, daß ich mit dem Verluste

von Eugens Liebe Alles begrub, was mir das Dasein lieb und wünschenswerth machte. Soll ich, muß ich nun gar noch glauben, daß sie, daß Eine, die mir im Leben nahe stand, dessen Glück zerstört, dessen Blüthe gebrochen hat?'

Ein furchtbarer Verdacht durchzuckte mich.

‚Wie, Johanna, geliebte Tochter, Du wähnst doch nicht etwa, Du willst doch nicht sagen, daß' — —

Sie legte den Finger auf meine Lippen.

‚Still, still, nichts mehr davon!' flüsterte sie kaum vernehmbar, und lehnte sanft das müde Haupt an meine Schulter. ‚Wo die Ewigkeit naht, lösen sich alle Leiden und Kämpfe des Erdenlebens, und nicht mit einer Anklage will ich, die ich selbst der Gnade des Höchsten bedarf, vor Ihn, unser Aller Richter treten. Grüße mir Bernhard, den theuren Bruder und Freund, den ich nach ihm am Meisten auf dieser Welt geliebt, und um dessen Willen ich manches unfreundliche Wort, manche Laune Sophiens schweigend ertragen habe. Möge er, glücklicher als ich, seine Zukunft an ihrer Seite wohl geborgen wissen, und vor Täuschungen behütet sein, wie sie mich und mein Leben betroffen haben!'

Sie seufzte tief, drückte mit letzter Anstrengung

meine Hand, die die ihre umschlossen hielt, und war in jene Regionen zurückgekehrt, denen sie ihrem Wesen und Streben nach immer vornehmlich angehört hatte. Unseren Schmerz, mein Sohn, wie Alles, was sich noch sonst von herber Bitterkeit und vager, aber darum nicht weniger peinvoller Befürchtung demselben beigesellt — Du wirst ihn ermessen und begreiflich finden. Und deshalb bitte und beschwöre ich Dich:

„Komme unverzüglich, wann es Dir möglich ist, und zögere keinen Augenblick, in unsere Arme zu eilen, um uns den einzigen Trost zu spenden, für den wir Beide empfänglich sind. Denn auch der Vater, mein Bernhard, bedarf dringend Deiner Gegenwart, und es wird Dich für jede Minute segnen, die Du früher, als ich selbst zu hoffen wage, zu uns eilst

Deine tief gebeugte Mutter."

Zwanzigstes Kapitel.

Tief erschüttert und bewegt hatte ich zu Ende gelesen und legte den Brief in meines Großvaters Hand. „Das ist allzu hart, ein grausames Geschick," sagte ich mit feuchten Augen, indessen er das verhängnißvolle Schreiben langsam zusammenfaltete und in ein geheimes Fach seines Pultes legte.

„Ja," entgegnete er mit leise vibrirendem ernsten Tone, „und der Eindruck, den ich damals empfing, ist durch Nichts jemals ganz aus meiner Seele verwischt, und in seinen Folgen von unberechenbarem Einfluß auf mich und Andere geblieben. Der Tod Johanna's, der Gemüthszustand meiner Mutter und die traurige Verfassung, in der sich auch mein armer Vater befand, verwirrten und bestürmten mich, während ein entsetzlicher Argwohn, verbunden mit einer jäh auflodernden wilden Eifersucht, mein Gehirn durchkreuzte. Ist es möglich,

— könnte sie, — Sophie, — mein eigenes heißgeliebtes Weib es sein, zu der Eugen in verbrecherischer Leidenschaft entbrannt, die das Glück und das Leben meiner theuren dahingeschiedenen Schwester vernichtet hatte? Nein, das konnte nicht sein! — Ein spukhaftes Trugbild meiner überreizten Phantasie, — Folge des Auftrittes mit Sophie in Berlin, — und die mächtige, durch die Nachricht von Johanna's Tode empfangene Gemüthserschütterung vereinte sich, um mir die Andeutungen meiner Mutter in einem falschen irrthümlichen Lichte zu zeigen. Sophie konnte nicht jene Andere sein! — Ihr reines Auge konnte nicht lügen, ihre Treue zu mir und dem Kinde nicht wanken! —

Ich schämte mich, daß ich es nur einen Augenblick gedacht, und flehte innerlich ihre Verzeihung an, daß ich ihr reines Bild mit solchem niedrigen Argwohn befleckt, — mich und sie dadurch entwürdigt hatte.

Einige Sekunden stand ich wie geistesabwesend da, und starrte mit Blicken vor mich hin, die selbst meinen, nicht eben besonders gewitzigten Burschen in Unruhe versetzten.

„Sind der Herr Hauptmann krank?" fragte er mit unverkennbarer Besorgniß und trat schüchtern näher. Ich fuhr mit der Hand über die Stirn und sah flüchtig

in sein ehrliches, mich fast mitleidig betrachtendes Gesicht.

„Nein!" entgegnete ich rauher, als ich beabsichtigt hatte. „Aber ich muß unverzüglich fort, und mir erneuten, unbestimmten Urlaub erbitten. Packe meine Civilsachen in jenen dort in der Ecke befindlichen Koffer! Mit der Neun=Uhr=Schnellpost morgen früh muß ich wieder im Wagen sitzen."

Er schüttelte leise den Kopf, und machte sich sofort an die Ausführung des gegebenen Befehles, während ich in nicht zu schildernder Erregung rastlos und immer erneut das Zimmer durchschritt, da an Schlaf für mich so wie so nicht zu denken war.

Dann ergriff ich der Mutter Brief, fügte demselben nur eine flüchtige Notiz über meine sofortige Heimreise für Sophie und die Bitte bei, daß sie mich baldmöglichst in Braunsburg von ihrem Ergehen unterrichten möge, und befahl dem Burschen, ihn so früh als thunlich zur Post zu tragen. Ich selbst aber beeilte mich um den nothwendigen, durch diesen plötzlichen Todesfall gerechtfertigten Urlaub einzukommen, und erreichte in Folge dessen Braunsburg noch etwa eine Stunde vor dem schmerzlichen Augenblick, da man Johanna's sterbliche Hülle in die alte düstere Familien=

gruft senkte. Wie mich der Anblick der theuren Entschlafenen und das gebrochene Aussehen meines alten Vaters erschütterte — ich verweile nicht dabei. Aber die Mutter fand ich gefasster als ich geglaubt, und der Trost, den sie ersichtlich aus meiner Anwesenheit und der Aussprache mit mir schöpfte, that meinem Herzen wohl und gewährte ihm die beste Beruhigung.

„Wann ist Dein Kommando in Potsdam sicher beendet, wann darf ich hoffen, Dich, meinen geliebten Sohn, wieder in unserer Nähe zu wissen?“ fragte meine Mutter an dem Vorabende meiner Rückreise.

„Spätestens zum 1. April, wenn nicht außergewöhnliche Vorkommnisse dazwischen treten!“ entgegnete ich zuversichtlich und sah besorgt in ihr bleiches Gesicht und die, von Thränen gerötheten Augenlider.

„Und Sophie — Dein Kind? Werden auch sie nicht früher heimkehren?“

Mir schien es, als ob meine Mutter mich bei dieser Frage ganz eigenthümlich bedeutungsvoll anschaute, und so erwiderte ich schnell und ein wenig gepresst:

„Ich wünschte es anfänglich nicht, da ich Sophie die Zerstreuung des Stadtlebens und den Umgang mit Larochers gönnte und die allzu große ländliche

Abgeschiedenheit in ihrer seit dem Tode unseres Leo oft allzu gedrückten Gemüthsstimmung fürchtete. Aber jetzt, und nachdem Sie mir durch Ihren Brief, theure Mutter — —"

Sie erhob die Hand abwehrend gegen mich und sah mich bittend an.

„O, jetzt Nichts davon, Bernhard, ich beschwöre Dich!" rief sie flehend, „denn ich fühle mich unfähig näher auf einen Gegenstand einzugehen, der für mich so peinlich, und für Dich, im besten Falle, höchlich erregend ist. Ist es nicht genug, daß Johanna's letzte Augenblicke durch einen Argwohn beschleunigt und verbittert wurden, für den doch immerhin der Beweis uns fehlt. Soll er nun auch noch, — vielleicht dennoch auf eine ungerechtfertigte Verleumdung hin, — vorzeitig und vernichtend in Dein Leben greifen?"

„Aber ich will Wahrheit, Mutter, ich bedarf ihrer, wenn ich nicht den Verstand verlieren oder Dinge thun soll, die mein und ihr Lebensglück unwiderruflich zerstören, und uns Alle vielleicht grundlos ins Verderben stürzen sollen!" brauste ich auf und schlug zornig auf den Tisch. „Was ist es mit Sophie und diesem falschen, treulosen Eugen? Glaubst Du nicht, daß der Gedanke ihrer besonderen Vorliebe für ihn, mir schon manchen

unruhvollen bitteren Augenblick gemacht, und nun sollte ich gar den Verdacht eines möglichen tieferen Einverständnisses zwischen ihr und ihm auf das Ungewisse hin längere Zeit ertragen können?"

Meine Mutter schüttelte leise den Kopf, und legte beschwichtigend die Hand auf meinen Arm.

„Mäßigung, mein Sohn, ich verlange nichts, als, daß Du möglichst ruhig prüfst, bevor Du handelst!" sagte sie sanft, und neigte sich mir bittend zu. „Sprich sogleich und offen mit Deiner Frau. Wenn Du ihr Nichts verhehlst, ihr ruhig zeigst, in wie weit bereits Verleumdung und böse Nachrede ihr Werk gethan, — bis zu welchem Punkte auch vielleicht ihre eigene Unvorsichtigkeit Beiden Vorschub geleistet hat, so wird sie sicher erwachen, und vor dem Abgrund zurückschrecken, der sich ihr drohend, aber nicht unvermeidlich zu öffnen scheint."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein ungeheurer Schneefall war eingetreten und hatte die ganze Natur in ein weißes Leichentuch gehüllt. Aber der Mond schien hell auf die, im winterlichen Reifschmuck glitzernde Waldespracht, und Millionen von funkelnden Tropfen hingen an den Hecken und Halmen und leuchteten von den Baumeszweigen. Obgleich ich nicht gerade in der Stimmung war, in der man den Außendingen eine besondere Beachtung oder ein lebhafteres Interesse angedeihen läßt, konnte ich mich doch nicht gänzlich dem Zauber entziehen, den diese wunderbare Vollmondnacht um sich verbreitete.

In die Ecke des Mittelwagens meiner Postkutsche gelehnt, schaute ich, tief in meinen Mantel gehüllt, durch die kleinen halbbereiften Fensterscheiben. Ich beachtete weder das zeitweilige Blasen des Postillons noch die beiden Reisegefährten, die sich, das bisher

allein besessene Coupé mit mir theilend, auf einer der letzten Stationen vor Potsdam mir zugesellt hatten.

Meine Gedanken schweiften unablässig zu Sophie und der letzten, mit meiner Mutter über dieselbe gepflogenen Unterhaltung zurück. Gute Vorsätze für eine möglichst ruhige unbefangene Beurtheilung der Sachlage wechselten mit einem, sich bis zu einer Art von Monomanie steigerndem Verdachte gegen Eugen, daß seine Leidenschaft nicht nur für Sophie entbrannt, sondern daß auch sie bereits davon unterrichtet, wo nicht gar ergriffen worden sei. Und was sollte dann werden, welchen dämonischen und sich widersprechenden Gewalten fühlte ich mich hinsichtlich Eugens, hinsichtlich des Weibes meines Herzens anheimgegeben.

In diese, eine ganze Hölle umfassenden Gedanken je länger je mehr vertieft, saß ich da, und hätte wahrscheinlich weder meine Stellung, noch meine tiefe Verhüllung bis zu den Thoren von Potsdam aufgegeben, wenn nicht meine ganze Aufmerksamkeit plötzlich und bei dem ersten Scheine des Frührothes auf meine Reisegefährten gerichtet, und gänzlich durch ihre Unterhaltung gefesselt worden wäre.

„Ei sieh' doch, Herr Phälau!" begann der Größere derselben, indem er sich aus einem Schläfchen empor=

richtete, den Pelzkragen zurück schlug und sich mit einem Taschenkamm durch das üppige dunkle Haar fuhr. „Habe Sie vorher hier in dem Dämmerlichte des Wagens gar nicht erkannt, und muß deshalb um Entschuldigung bitten. Sind Sie auch in der Gegend von Havelberg, oder daselbst auf Besuch gewesen?"

Der Angeredete verneigte sich höflich.

„Zu dienen!" entgegnete er mit Verbindlichkeit. „Aber was führt einen Gutsbesitzer wie Sie, Herr von Claudius, es sind, denn in jetziger Zeit nach der Residenz? — Ich glaubte Sie als Vertreter Ihres Herrn Vetters garnicht abkömmlich."

Ich horchte bei dem Namen Claudius auf, und warf einen flüchtigen Seitenblick auf meinen, so angeredeten Nachbar, der mich aber gar nicht beachtete.

Sollte es der Vetter des Landrathes, des Bewerbers um meine verstorbene Schwester sein? fragte ich mich, während Herr von Claudius eine kleine Flasche mit Madeira und einige belegte Butterbröte aus seiner Reisetasche zog, und sich zu einem Frühstück anschickte.

„Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten, bester Herr Phälau?" fragte er sein Gegenüber, indem er ihm Beides darreichte. „Eine kleine Erwärmung und Stärkung thut dem Magen und den Gliedern wohl,

denn die Nacht war abscheulich kalt, obgleich man wohl selten einen solchen Vollmondschein und solche Winterpracht erblickt. Also, bitte, nehmen Sie!"

Herr Phälau verneigte sich dankend.

„Sehr gütig!" sagte er, und bediente sich des freundlich Dargereichten. „Es ist wirklich kälter, als ich glaubte, und wir Städter sind ohnedies verwöhnter als die Landbewohner. Aber ich fragte noch nicht, wie es Ihrer Familie geht? Die Hochzeit Ihrer Fräulein Schwester hat doch wohl bereits stattgefunden?"

„Nein, mein lieber Phälau, sie ist im Gegentheil noch um einige Wochen hinausgeschoben worden. Sie wissen, wie meine Schwester den Landrath, unseren ältesten Bruder, liebt und wie er an ihr, so zu sagen, Vaterstelle vertreten hat. Da wollte sie ihn nun bei der Hochzeit nicht missen, und da der Aermste durch den Tod von Fräulein Johanna von Ewaldstein, der einzigen tiefen Neigung seines Lebens, so sehr erschüttert worden ist, daß er sich für solche Festlichkeiten momentan ganz unfähig fühlt, so ist ein späterer Termin dafür festgesetzt worden."

„Fräulein Johanna von Ewaldstein?" Ja ja, ich hörte davon!" sagte Herr Phälau mit zustimmendem Kopfnicken. „Ist es nicht dieselbe junge Dame, die

mit dem Baron Eugen von Walden verlobt, und dann plötzlich von ihm verlassen worden war?"

„Ganz recht, und man sagt, daß sie das niemals verwunden hat, und deshalb der Bewerbung meines Bruders ganz unzugänglich geblieben ist. Eine plötzlich erwachte, ganz unbezähmbare Leidenschaft für die Schwägerin seiner Braut soll den Baron zu der Auflösung des Verlöbnisses bestimmt, und die Mittheilung dieser Ursache noch den letzten Nagel zu Fräulein Johanna's Sarge gebildet haben."

Wie von einer Viper gestochen fuhr ich empor.

„Woher wissen Sie das, mein Herr? Was berechtigt Sie, dergleichen sicher nur böswillige Erfindungen als Thatsache zu betrachten und weiter zu verbreiten?" rief ich heftig und fühlte mir alles Blut zu den Schläfen steigen.

Herr von Claudius sah mich betroffen an, und der Andere nahm sofort das Wort.

„Bitte um Entschuldigung, mein Herr, aber ich möchte mich für die Wahrhaftigkeit des soeben von Herrn von Claudius Gesagten verbürgen, in so fern eigene Wahrnehmung, verbunden mit näherer Mittheilung Anderer, ein Recht dazu gibt, was Sie doch schwerlich in Abrede stellen können. Ich hatte nämlich

den, ziemlich in Frage stehenden Vorzug der Zimmernachbar des Baron Eugen zu sein, und bin somit der höchst unfreiwillige Zeuge der Gemüthsaufregungen und Seelenkämpfe geworden, in die ihn jene rückgängige Verlobungskatastrophe versetzt, hat. Die Thür zwischen uns war nur leicht versetzt und mit einer Tapete überkleidet, was freilich dem Herrn Baron wohl nicht bekannt sein mochte. Ich theilte es nachher sofort dem Hauswirthe zur Vermeidung ähnlicher Vorkommnisse mit, konnte aber doch nicht ändern, daß ich damals, — selbst an das Bett gefesselt, — Dinge hörte und Worte vernahm, wie sie nur ein geistig und körperlich Ueberreizter, in Momenten höchsten Affektes laut zu äußern pflegt. Das war ein Wüthen gegen sich selbst, ein Stöhnen und Hin- und Herlaufen des betreffenden Herrn, wie ich es kaum für möglich gehalten hätte, und ich dachte allen Ernstes, er würde den Verstand verlieren.

‚O Sophie, Sophie, einzige unaussprechliche Geliebte! Warum konnte ich Dir nicht früher begegnen, warum musste ich Dich erst kennen lernen, als ich bereits gebunden, — als Du schon längere Zeit in unlösbaren, — und ach, in welchen Fesseln lagst? rief er ein Mal über das andere, und rannte mit dem

Kopfe gegen Thür und Fensterscheiben. Aber nun ist ja, wie es scheint, dieser Verzweiflung ein Ziel gesetzt, denn die aufgegebene Braut ist todt, und die Flamme seines Herzens soll seit mehreren Monaten in Berlin, und der Herr Baron, — natürlich ohne Wissen des Ehegemahls — wiederum mit derselben in dem lebhaftesten Verkehr sein."

„Das ist eine elende Verleumdung, mein Herr, — eine gottlose schändliche Lüge, für welche ich die Urheber zur' Rechenschaft ziehen, und gegen die ich mit Leib und Leben zu Felde ziehen werde!" donnerte ich, von Leidenschaft übermannt, und erhob mich von meinem Sitze. „Wissen Sie, daß ich der Gatte der Dame bin, deren Ruf Sie so leichtfertig anzutasten und zu verdächtigen wagen. Ich erkläre hiermit und trete dafür ein: „Daß Baron Eugen von Walden die Schwelle unseres Hauses, seit der zurückgegangenen Verlobung mit meiner Schwester, nicht wieder überschritten, geschweige denn irgend welchen Verkehr mit meiner Frau unterhalten hat. Ein Schurke, wer es anders sagt. Es soll ihm, bei Gott, nicht geschenkt oder ein blutiger Zweikampf erlassen werden!"

Herr Phälau war gleichfalls emporgefahren, und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen und ver-

blüfftem Gesichte an, während sein Gegenüber, als traue er seinen Ohren kaum, emporschaute.

„Ich bedaure aufrichtig," sagte der Erstere und zog ehrerbietig den Hut, „daß ich durch meine Unvorsicht Ihre Gefühle verletzt und ein so großes Unheil angerichtet habe. Was aber das Faktum des Besuches des Herrn Barons in dem Hause Ihrer Frau Gemahlin betrifft, so kann ich dasselbe leider nicht in Abrede stellen oder zurücknehmen. Ich war Augenzeuge, wie der betreffende Herr die Treppe zu deren Wohnung vor kaum noch acht Tagen erstieg, da in dem Parterre des Hauses Lindenstraße No. 19 zufällig ein Bekannter von mir logirt. Haben Sie also die Güte den Sachverhalt erst festzustellen und ruhig zu prüfen, bevor Sie mich und meine, ganz harmlos ausgesprochenen Mittheilungen so hart verurtheilen. Hier ist meine Adresse. Ich darf wohl nicht erst hinzufügen, daß ich, — stellt sich meine Behauptung als unbegründet heraus, — zu jeder, einem Ehrenmanne erwünschten Satisfaktion bereit sein werde."

Ich verbeugte mich kalt, steckte Herrn Phälau's Karte in meine Brusttasche, und lehnte mich stumm zurück in meine Wagenecke. Aber es bedarf wohl keiner Versicherung daß mein Blut siedete, und ich alle

meine Selbstbeherrschung zusammennehmen musste, um nicht aus dem Wagen zu springen.

„Zu ihr — zu ihr! — ich will sehen, hören, Alles wissen und sie rächen oder mit ihr zu Grunde gehen!" — sauste es mir unablässig durch Kopf und Hirn, während ich in höchster Aufregung die Minuten zählte, die mich dem Reiseziel und der ebenso gefürchteten als ungeduldig herbeigewünschten Katastrophe entgegenführten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Sophie saß, unsere liebliche kleine Klara auf dem Schoße, in ihrem Zimmer zu Berlin, als ich am folgenden Nachmittage, nichts als Zweifel, Wuth und Rachedurst im Herzen, unangemeldet vor sie trat.

„Um der Barmherzigkeit Gottes willen, Bernhard, was ist vorgefallen?“ rief sie bei meinem, allerdings wohl nicht eben erfreulichen Anblick entsetzt emporfahrend, und ließ die Kleine von ihren Knieen zur Erde gleiten.

„Und das fragst Du? Das wagst Du mich zu fragen?“ entgegnete ich mit einem Tone, der jede Spur von Farbe aus ihrem Antlitz entweichen, und ihre ganze Gestalt wie Espenlaub erzittern ließ.

„Ich — ich ahne, — ich weiß nicht, worauf Du hindeutest, oder was Du mit diesen Worten, mit diesen Blicken sagen willst?“ rief sie in höchster Seelenangst

und erhob die Hände wie abwehrend und beschwörend gegen mich. Mit verschränkten Armen, vor Bewegung bebend, aber starr und kalt stand ich vor ihr und meine Blicke ruhten vorwurfsvoll auf den ihrigen.

„Du weißt nicht, was ich sagen will, wonach ich zu fragen nicht weniger gesonnen als berechtigt bin?" erwiderte ich scharf und schneidend.

Sie schüttelte heftig den Kopf und senkte erbleichend aber stumm die Augenlider.

„Nun wohl, ich aber weiß, daß Du lügst, Sophie, daß Du mich feige und treulos hintergangen und meinen ausdrücklichen Befehl mißachtet hast!" brauste ich wild auf und ergriff ihren Arm. „Habe ich Dir nicht ausdrücklich gesagt, daß ich jeden Verkehr mit jenem Elenden den ich einst Freund genannt, mit Eugen von Walden für immer abgebrochen sehen wollte, daß er nun und nimmermehr unsere Schwelle wieder übertreten, unter keinen Umständen jemals wieder von Dir empfangen werden dürfe?"

„Höre mich, Bernhard, höre mich, ehe Du mich so arg beschuldigst, so ganz verurtheilst!" unterbrach sie mich flehend, und versuchte ihren Arm aus dem meinigen zu ziehen. „Es war leichtsinnig, schwach, ungehorsam, daß ich Baron Eugen an jenem Abende,

der Dich unerwartet von Potsdam herüberführte, angenommen, — daß ich um des uns geleisteten großen Dienstes willen —"

„Meine Wünsche mit Füßen getreten, Deinen Namen gerechtfertigter Verleumdung Preis gegeben, Deine und meine Ehre besudelt hast!" rief ich außer mir und schleuderte sie zurück. „O Sophie, Sophie! musstest Du mir das anthun? — Musstest Du das Heiligste in mir, den Glauben an Dich, so freventlich zerstören, und mich, der ich mich den Glücklichsten gewähnt, zu dem elendesten der Menschen machen?"

Ich bedeckte die Augen mit der Hand, indem sich mir die ganze damalige Situation, Friederikens Erschrecken, das erleuchtete Empfangszimmer, Sophiens räthselhafter und leidender Zustand, — ein unleugbarer Beweis ihres Verrathes und ihrer Schuld, — mit Blitzesschnelle enthüllte. Aber es war nur die Fata Morgana eines kurzen Augenblicks, denn ein rascher, mir nur zu wohl bekannter Männertritt erreichte mein Ohr, und wie gebannt lauschte ich demselben. Jetzt näherte er sich der Thür. Ein jäher Angstschrei meiner Frau, — das leise Wimmern unseres auf dem Boden liegenden erschreckten Kindes, — das Klirren von Säbel und Sporen — und Eugen von Walden stand in derselben.

„Was ist das? — Bernhard, Sophie? — Gnädige Frau!“ rief er bestürzt und eilte auf die Letztere zu, die wie leblos neben dem Kinde niedergesunken war.

Doch mit drohend erhobener Rechten sprang ich dazwischen.

„Zurück, Elender, für den Nichts mehr in meinem Herzen spricht, in dem ich, anstatt des einstigen Freundes nur noch den Mörder meiner Schwester, — den Buhlen meines Weibes sehe!“ donnerte ich ihm entgegen und vertrat ihm den Weg. „Noch ist sie Mein — noch hat sie sich nicht freiwillig und für immer von mir losgesagt! Wage nicht, sie anzurühren oder ihr Deinen Beistand zu leisten! Mir allein gebührt das Recht sie zu schützen! Ein Schritt vorwärts, — ein Wort zu ihr, — und dieser Degen soll, — bei dem lebendigen Richter droben, — diesem Allen ein schnelles Ende machen!“

Er stand still und betrachtete mich mit einem solchen Ausdruck von stolzem Mitleid und Ueberlegenheit, daß es mich noch heute empört, indem ich es mir zurückrufe. „Nun wohl denn, noch ist sie Dein, noch besitzest Du das Recht, ihr zu gebieten!“ sagte er kaltblütig und mit scharfer Betonung jedes einzelnen

Wortes. „Das es nicht so bleibt, — daß sie, — sich selbst und klarer Erkenntniß zurückgegeben, — freiwillig und energisch die Ketten sprengt, die sie einst als ein unerfahrenes, weder die Welt noch ihr Herz kennendes Mädchen um sich geschlungen, und in denen sie, wie mich dieser Moment belehrt, schon mehr als zu lange geschmachtet hat, — daß weiß und erwarte ich mit Zuversicht. Denn Sophie liebt mich, Bernhard, liebt mich in demselben Maße, in dem sie Dich zu fürchten und Dir mißtrauen gelernt, was durch Dein ungleiches, liebloses Benehmen und Deinen unbezwingbaren Jähzorn nicht nur erklärt, sondern sogar bis zu einem gewissen Grade entschuldigt erscheint. Ich aber theile ihre Neigung, und erwidere sie mit der ganzen Gluth und Leidenschaft, die ich Deiner Gattin von dem ersten Augenblicke unserer Begegnung zwar nicht kampf-, aber doch widerstandslos entgegengebracht, und der ich Alles was ich bin, — selbst die Achtung vor mir selber, — geopfert habe. Denn glaube nicht, daß ich, schon um Johanna's und unserer langen, durch getheilte Gefahr und Todesnoth fest begründeten Freundschaft willen, feige sogleich die Segel gestrichen, daß ich nicht anfänglich aufrichtig und tapfer gegen das, mich sogleich fast dämonisch ergreifende Gefühl angekämpft, — daß

ich nicht meine willenlose Schwäche oft bitter getadelt, mich deshalb hart und streng verurtheilt habe. Aber das ist nun vorbei — unwiderbringlich vorbei seit jenem verhängnißvollen, und dennoch für mich so beseligendem Augenblick, der Sophie in panischem Schrecken, in wilder Flucht vor den unverschämten Zudringlichkeiten eines Trunkenboldes auf offener Straße in meine Arme führte, ihr Herz an dem meinen schlagen und mich für immer zu ihrem Sklaven machte."

„Und Du wagtest es? — Sie — die Elende war so feige, ihren Gatten über dieses Alles in schmachvoller Unkenntniß zu lassen?" rief ich bebend vor Zorn, und eilte mit gezogenem Degen auf den Mörder meines Glückes, den Verräther an Allem, was mir das Theuerste auf Erden gewesen war, zu. Aber mit Blitzesschnelle, als habe die tödtliche Gefahr des Geliebten ihr plötzlich volles Bewusstsein zurück und eine, niemals in solchem Grade bei dieser schüchternen Natur geahnte Willensenergie gegeben, sprang Sophie dazwischen.

„Halt ein, oder triff dieses schuldige, nur ihn leidenschaftlich liebende, in jeder Faser für i h n schlagende Herz!" schrie sie wild und fiel in meinen, schon zum Stoße gegen Eugen gezückten Arm. „Du

kannst mich tödten, Bernhard, mir den Leib vernichten, aber meine Seele — mein ewiges und unsterbliches Theil — niemals von ihm reißen! Denn so gewiß die Magnetnadel das Eisen unwiderstehlich mit sich zieht, — so gewiß keine menschliche oder göttliche Gewalt dieser Naturnothwendigkeit Einhalt zu thun oder sie zu hindern vermag, — so gewiß werden Eugen und ich uns für Zeit und Ewigkeit unzertrennlich zusammen finden!“

Sie wandte sich und hatte das Zimmer verlassen, bevor ich mich von meinem Erstaunen erholt, oder mir den Inhalt ihrer Worte in seiner vollen, vernichtenden Bedeutung für mich klar gemacht hatte. Eugen stand wie angewurzelt, und das Kind streckte, wie Hülfe suchend und für die treulose Mutter bittend, seine Aermchen flehend zu mir empor. Hätte Eugen in jenem furchtbaren, mich nahezu der Besinnung beraubenden Momente nur mit der Wimper gezuckt, — nur eine Bewegung der Vertheidigung gemacht, — so glaube ich sicher, daß ich meinen einstigen Schwur, Alles in der Welt vergessen, und ihm den Degen durch den Leib gerannt hätte. Doch sein fest und furchtlos auf mich gehefteter Blick, seine regungslose unerschrockene Haltung, übte etwas von ihrem alten Zauber auf

mich aus, und hemmte meinen, schon zum Stoße gezückten Arm. Willenlos, wenn auch im heftigsten inneren Kampfe, stand ich dem gegenüber, dem ich einst meine eigene Erhaltung gedankt, und der mich nun so grausam um Glück und Ehre betrogen hatte.

„Daß Du mir das gethan — daß ich diese Stunde erleben, und durch Dich, den ich einst mit Stolz meinen Freund genannt, Schiffbruch an Liebe und Vertrauen, an Allem, was dem Menschen das Heiligste ist, erleiden muß!" sagte ich dumpf, und steckte den Degen in die Scheide. „Nun wohlan — ich halte den Schwur, den ich einst auf dem Schlachtfelde gelobt; Diese Hand soll sich nicht mit dem Blute dessen besudeln, der mir damals rettend und hülfebringend nahe getreten. Doch das ist das Höchste, was ich in der Erinnerung an jene Stunde zu thun — die höchste Selbstüberwindung, die ich zu üben vermag, und ich habe mir damit für alle Zukunft Genüge geleistet. Ich schone Dein Leben, aber ich gebe Dir — gebe ihr, jenem ehebrecherischen treulosen Weibe — meinen Fluch bis ins Grab hinein, mit! Losgelöst soll sie für immer sein von ihrem Kinde, und ihr Andenken bei diesem und Allen, die mir noch angehören, mit Schmach bedeckt und auf ewig ausgelöscht sein! Fluch Euch

Beiden und dreifacher Fluch einem Bunde, der aus Treubruch und Verrath geboren, niemals von Gott gesegnet sein oder Euch Glück und Frieden geben kann!"

Ich nahm mein Kind in den Arm, dessen leises, von Furcht gelähmtes Weinen diese zürnenden Worte begleitet hatte, und drehte dem, stumm und noch immer regungslos dastehenden Eugen heftig und verächtlich den Rücken.

Donnernd, und wie meinen so herben Verwünschungen das Siegel der Verheißung aufdrückend, fiel die Thür ins Schloß. Gerechter Gott, welche Umwälzung hatten diese letzten vierundzwanzig Stunden in meinem Leben und Empfinden hervorgerufen," wie elend, arm und an allem Heiligsten betrogen sollte ich fortan in die Zukunft blicken!—

Das vierte Buch.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Zeitraum von nahezu acht Jahren liegt zwischen der Gegenwart und jenem, in meinem Leben Epoche machenden Abende, an dem mir der Großvater seine Geschichte erzählte. Das, was er mir aus allzu großer Erschütterung in jener unvergesslichen Stunde noch hinzuzufügen unterließ, ergab sich eigentlich von selbst, und ich hatte es mir, bevor er es noch bestätigte, bereits folgerichtig zusammengereimt.

Der gerichtliche Scheideprozeß wurde sofort nach der Katastrophe zwischen meinen Großeltern eingeleitet, und jeder, seitens der Kirche geforderte Sühneversuch, von meinem Großvater auf das Hartnäckigste zurückgewiesen.

„Ich kann und will meine gewesene Frau niemals wiedersehen, will ihre Existenz so viel als möglich aus meinem Bewusstsein löschen!“ erklärte er bestimmt.

„Wenn sie mir schriftlich die Versicherung gibt, daß sie jedem Rechte an unser Kind für immer entsagt, — ihre Vergangenheit an meiner Seite wie ihr Muttergefühl standhaft verleugnen, und unerbittlich aus ihrem Herzen reißen wolle, — so gebe ich sie frei. — Aber jedes Zeichen ihres Daseins, jeder Versuch einer etwaigen späteren Annäherung ist abgeschnitten, und wehe ihr, wenn sie, — ihrem als Bedingung gestellten Gelübde untreu, — einen solchen Schritt jemals wagen sollte. Sie würde die Folgen nicht nur zu tragen, sondern auch zu verantworten haben!" — Meine Großmutter unterzeichnete diese Forderung nach kurzem Kampfe, und so wurde die Scheidung kirchlich und gerichtlich ausgesprochen. Natürlich beantragte der Baron von Walden seine Versetzung in einen möglichst entfernten Landestheil, und meine Großmutter folgte ihm, unmittelbar nach der Trauung, in die Provinz Preußen, woselbst ihr nunmehriger Gatte seine militärische Carrière zuerst in Danzig und später in Königsberg weiter verfolgte.

Mein Großvater aber nahm seinen Abschied aus derselben, und wurde bald darauf definitiv als Oberförster angestellt. Auch er erhielt auf seine Bitte eine Oberförsterei fern von der Heimat, denn der Gedanke,

nach Friedebrück und in die alte, ihn unerbittlich und fortdauernd an sein begrabenes Glück erinnernde Umgebung zurückzukehren, war ihm unerträglich.

„Ich will arbeiten und mich nunmehr ganz ungetheilt meinen dienstlichen Obliegenheiten und der Erziehung meiner Klara widmen!“ hatte er damals seinen tiefgebeugten Eltern gesagt. „Möge es mir gelingen, sie von dem Gifthauche der Sünde und von dem Beispiele der eigenen Mutter unbefleckt zu erhalten.“

Und so hatte er durch mehr denn drei Jahrzehnte nun schon in seinem Hause eine friedvolle Zurückgezogenheit und eine erfolgreiche Wirksamkeit in seinem, ihm täglich mehr an das Herz wachsenden Berufe gefunden. Es war ihm gelungen, meine Mutter ganz nach seinen Wünschen und Absichten zu erziehen, und sie dann einem edlen und zuverlässigen Manne, wie es mein Vater war, zur glücklichen und beglückenden Lebensgefährtin in die Arme zu legen. Es waltete zwischen Vater und Tochter die zärtlichste Liebe, und das innige Verhältniß zwischen Beiden war nur ein Mal, — dann aber auch sehr nachdrücklich, — gestört und beeinträchtigt worden. Die Baronin von Walden, die mit ihrem Gatten in kinderloser und nach den umlaufenden Gerüchten durchaus nicht glücklicher Ehe

lebte, hatte sich nämlich in zu spät erwachter Reue und Sehnsucht nach der freiwillig aufgegebenen und schnöde verlassenen Tochter derselben zuerst brieflich, dann aber durch Vermittelung Friedrikens dennoch zu nähern versucht. Ein unvorhergesehener Zwischenfall vereitelte indessen das, auf Friedrikens frühere Anhänglichkeit geplante und für Berlin in Aussicht genommene Zusammentreffen, und brachte es sogar zur Kenntniß meines Großvaters. Sein Zorn und seine Entrüstung kannte keine Grenzen, und es fehlte nicht viel, daß er die Baronin gerichtlich verfolgt und meine Mutter, die doch an dieser, hinter ihrem Rücken veranstalteten Intrigue ganz unschuldig war, verstoßen hätte.

Soll dieses ehr- und pflichtvergessene Weib, das einst an meinem Herzen als meine höchste Erdenwonne geruht, und mich dennoch treulos verrathen hat, mir nun auch noch das Einzige, was mir seit dem Tode meiner Eltern geblieben ist, die Liebe meiner Tochter rauben?" rief er ein Mal über das Andere. „Schwöre mir, Clara, daß dieses nimmer der Fall sein, — daß nichts auf Erden Dich jemals schwankend machen oder gar dazu verleiten soll, den Lockungen und gleisnerischen Betheuerungen jener Frau, die sich leider Deine Mutter nennt, ein Gehör zu leihen! Sie hat mich, der ich

ihr grenzenlose Liebe und ein schrankenloses Vertrauen entgegengebracht, — schnöde und herzlos verrathen. Ja, sie hat selbst Dich, ihr einziges ihr noch am Leben erhaltenes Kind, leichtfertig und gewissenlos der Leidenschaft für jenen Elenden geopfert, der sie von unserer Seite riß! Mag sie nun ernten, was sie gesäet! Mag mein Fluch sich erfüllen, und sie in gerechter, von Gott selbst geübter Vergeltung, liebeleer und vereinsamt zu Grunde gehen!" —

Meine arme Mutter, entsetzt und geängstigt von diesem plötzlichen, sich ganz unverschuldet über sie ergießenden Ausbruch unversöhnlichen Hasses und wilder Leidenschaft, dessen sie ihren liebreichen Vater niemals fähig gehalten hatte, schwur und gelobte Alles, um ihn nur zu besänftigen. — — Bis zu welchem Punkte sie diesem Gelöbniß treu zu bleiben, und den Kampf zwischen der getheilten Kindespflicht und ihrem Gewissen siegreich durchzuführen vermochte, haben wir schon zu Beginn dieser Erzählung erfahren. In wie weit indessen mein Großvater zu dieser, immerhin harten Handlungsweise berechtigt, und inwiefern die mangelhafte Durchführung des einmal feierlich Gelobten an meiner Mutter zu verurtheilen war, das zu entscheiden ist nicht meine Sache. Jedenfalls hatte

mich aber das, was ich über diese ganze traurige Angelegenheit gehört, und zum Theil selbst erlebt hatte, zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Worte: „Vergeben und Vergessen“ in Bezug auf dieselbe nicht in dem Herzen meines, sonst von mir so hoch verehrten Großvaters geschrieben standen. Ich erkannte und fühlte deutlich, daß die Baronin Sophie von Walden auf nichts weniger denn auf seine Nachsicht und Verzeihung hienieden zu hoffen hatte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Je weniger dieses letzte Decennium an den Gesinnungen des Großvaters geändert hatte, je mehr hatte es mich gereift, und eine nicht minder große innere als äußere Umwandlung in meinem Wesen hervorgebracht. Aus dem noch fast kindlich empfindenden Mädchen war eine glückliche Frau geworden, und bevor ich die letzten, das Schicksal meiner Großeltern betreffenden Aufzeichnungen vollende, fühle ich mich gedrungen, dem Leser einigen näheren Aufschluß über mich selber und meine eigene Lebenslage abzustatten. Ich heiße jetzt Elsa Trudenberg, denn ich habe den ältesten Sohn unseres lieben alten Arztes und Freundes Trudenberg geheirathet, und alle Tage Ursache, die Wahl meines Herzens als das Klügste und Beste zu preisen, was ich jemals gethan, und errungen habe. Mein geliebter Theodor praktisirt als Physikus des

Kreises meiner Heimat an Stelle seines vortrefflichen Vaters, der sich leider nur wenige Monate an unserem Glück erfreut, aber unseren Bund doch noch mit Thräne der Freude gesegnet hatte. Unsere Häuslichkeit ist das Gemüthlichste und in modernem Komfort Behaglichste, was sich in dieser Hinsicht nur vorstellen läßt, und mein Vater und Großvater betrachten die daselbst mit uns verlebten Stunden stets als das Angenehmste, was ihnen das Leben noch zu bieten vermag. Besonders ist der Verkehr mit dem Letzteren ein sehr reger, und seine Augen leuchten, wenn er unseren Erstgeborenen auf seinen Knieen wiegt, dem wir nach ihm den Namen Bernhard gegeben haben. — Sonst ist der Großvater aber doch auffallend gealtert, und es fällt dem ferner Stehenden schwer, in der gebeugten Haltung den einst so straff dahin schreitenden Offizier, in dem gleichmäßig milden Benehmen den später so schneidigen Oberförster wiederzuerkennen.

Was mich anbetrifft, so ist der Großvater niemals wieder auf die schmerzlichen, ihn so tief berührenden Erlebnisse seiner Vergangenheit zurückgekommen. Es ist, als scheue er jede leiseste Anspielung darauf fast ebenso sehr, als ich es einst gethan, und fällt einmal von irgend welcher Seite ein Wort, das unfreiwillig

die Erinnerung daran herauf beschwört, so erhebt sich der Großpapa sofort, um erst nach längerer Zeit, — aber dann anscheinend ruhig und unbefangen, — zurückzukehren. So weiß denn auch ich wenig oder nichts von dem weiteren Geschick der Baronin von Walden, und habe nur durch Onkel Larocher gehört, daß ihr Sturz aus dem Wagen, dessen Kunde meine arme Mutter damals so sehr erschreckt und erschüttert hatte, nicht todtbringend geworden war.

Was Onkel Larocher selbst anbetrifft, so ist derselbe zu unserem lebhaften Bedauern schon seit längerer Zeit von Berlin nach Königsberg übersiedelt, woselbst sich auch Tante Mathilde sehr wohl gefällt. Der Onkel hat für dasselbe, als den Ort seiner Geburt, von jeher eine besondere Vorliebe gehegt, und lebt nun dort als Professor der Musik ganz seinem künstlerischen Schaffen, wie der Erneuerung seiner vielfachen Jugendbeziehungen. Mich und meinen Mann hat er so oft und dringlich zu einem Besuche dorthin, oder wenigstens auf seine Sommervilla in dem nahe gelegenen Seebade Kranz eingeladen, daß wir dieser lockenden Aufforderung endlich nachgekommen sind. Mein Theodor behauptete, daß mir die weite Reise sehr wohl bekommen, und eine Seebadkur meine, in letzterer Zeit etwas angegriffenen

Nerven gründlich kräftigen werde, und auch ich versprach mir viel davon. So haben wir uns denn entschlossen, einen sechsmonatlichen Diensturlaub meines Mannes zu benutzen und unsern kleinen holden Bernhard der Obhut Friedrikens und des Großvaters anzuvertrauen. — Und da sind wir denn in dem zwar noch sehr primitiven, aber doch schon mit einzelnen hübschen Häusern versehenen Kranz, unter denen das des Onkels Larocher entschieden das wohnlichste ist. Es liegt unmittelbar am Strande, und bietet mir von meinem netten Giebelzimmer einen so herrlichen Blick auf das Meer, daß ich mich nicht daran satt sehen kann. Ist es mir, da ich bisher nur im Flachlande gelebt und wenig außer demselben gesehen habe, doch überhaupt eine fremde, mich aber fast magisch anziehende Erscheinung. Und dann dazu der anregende, mir doch bisher gleichfalls unbekannte Verkehr eines Badelebens! Onkel Larocher und seine liebenswürdige Frau bilden für dasselbe augenblicklich den Mittelpunkt, da des Ersteren fesselnde Unterhaltung seine, hohe musikalische Begabung das ganze gebildete, und für Musik empfängliche Publikum an sich zieht. Auch die Tante hat zahllose Freunde, und so befinden wir uns denn in einer ebenso gemüthlichen als anregenden Geselligkeit,

und ich erfreue mich lebhaft an diesem für mich ganz ungekannten Treiben, wenn mir auch der Genuß des Meeres und der Natur in erster Linie steht. Stundenlang kann ich in meinem von wildem Wein umrankten Giebelfenster im Hause der lieben Verwandten liegen, und unermüdlich in das ewig alte und doch immer neue Schauspiel der brandenden, sich rastlos überstürzenden Wogen schauen. Stundenlang gebe ich so, die herrliche, belebende Seeluft einathmend, den vielgestaltigen Träumen und Erinnerungen Raum, die mich dann meistentheils in die ferne Heimat und zu den, dort sicher auch meiner gedenkenden Lieben führen. Und dann preise ich Gott, der seinen Menschenkindern die Macht verlieh, auch getrennt von ihnen bei ihnen zu weilen, — sich ihr Glück und Leid in treuer Mitempfindung zu eigen zu machen. — — —

In einer solchen Stimmung befand ich mich an einem schönen Augustnachmittag am Fenster meines Giebelzimmers neben meinem Theodor. Wir hatten uns soeben lange von der Heimat, den Berichten des Großvaters über unseren kleinen Bernhard, und dem unbegreiflich rasch sich nahenden letzten Termin unserer Rückreise unterhalten, und nun unseren Gedanken freien Spielraum gelassen. Da pochte es heftig an der Thür

und auf meines Mannes „Herein!" zeigte sich in derselben eine rothwangige Fischerdirne, die mit Behendigkeit in das Zimmer schlüpfte.

„O, gut, daß ich den Herrn Doktor finde. Der Badearzt ist vor zwei Stunden nach Königsberg gefahren, und nun ist der arme Herr, der seit vorgestern in das letzte Haus dort oben an den Fichtenbäumen gezogen ist, schwer erkrankt und gänzlich hülflos. Die Frau des Wirthes kam soeben in äußerster Angst zu mir gelaufen und bat, daß ich doch Herrn Doktor Trudenberg suchen, und um seinen schleunigen Beistand bitten solle!"

Mein Mann ergriff sofort Hut und Stock. Er war, wie einst sein vortrefflicher Vater, Arzt aus Leidenschaft und in der edelsten Bedeutung des Wortes, so daß er in seinem Berufe nicht nur ein oft recht einträgliches Handwerk, sondern eine der höchsten Aufgaben des Lebens sah und danach handelte. Niemals war demnach wohl der Ruf um Hülfe ungehört, oder gar vergeblich zu ihm gedrungen, und er auch heute sogleich bereit, mit Rath und That dem unglücklichen schwer Erkrankten beizustehen.

„Erwarte mich nicht zu lange vergeblich hier oben, meine Elsa," sagte er, „sondern gehe zu gewohnter

Stunde zu Tante Mathilde hinunter, um mit ihr und dem Onkel den Thee zu nehmen. Du weißt, daß Beide im Punkte längerer Erwartung empfindlich sind, und ich selbst dürfte sie dieses Mal auf allzuharte Probe stellen!"

Ich nickte selbstverständlich und bog mich weit aus dem Fenster, um somit der hohen, sich dem bezeichneten Ziele eiligst nähernden Gestalt meines Theodor so lange als möglich nachzublicken.

„Wer mag der so plötzlich Erkrankte nur sein?" fragte ich mich theilnahmsvoll, als ich ihn endlich ganz aus den Augen verloren hatte. „Eine schnellere und wirksamere Hülfe als sie ihm mein lieber Mann gewährt, — wenn eine *solche* überhaupt noch möglich ist, — dürfte für den armen Leidenden wohl schwerlich irgendwo gefunden werden."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mein Mann blieb, wie er richtig vorausgesehen hatte, zu lange aus, als daß ich ihn hätte in unserem Zimmer oben erwarten können. Ich begab mich demnach in das Theezimmer unserer gastlichen Verwandten hinab, die mich bereits ungeduldig erwarteten.

„Gut, daß Du uns wenigstens zu gewohnter Zeit Gesellschaft leistest!“ sagte Tante Mathilde freundlich, indem sie eine Tasse Thee aus dem siedenden Kessel goß und mir dieselbe reichte. „Mit Deinem Manne scheint die Sache ohnehin weitaussehend, denn nach der Beschreibung, die Onkel Larocher von dem Zustande des unglücklichen Kranken macht — —“

Der Genannte blickte rasch und bedeutungsvoll von der Zeitung auf, in die er anscheinend ganz vertieft gewesen war, und die Rede der Tante stockte verlegen.

„So weiß Onkel Larocher etwas Näheres von ihm?“ forschte ich dadurch betroffen.

„Ja, mein Weg führte mich seltsamer Weise gerade in dem Augenblick an der Wohnung des betreffenden Herrn vorüber, als er in diesen trostlosen, wohl wenig Hoffnung auf Herstellung bietenden Zustand gerathen war!“ sagte er gedehnt. „Doch Gott allein weiß, wann Jedem seine Stunde schlägt! Dein Mann ist geschickt und umsichtig. So mag sich noch Alles zum Besseren wenden.“

Er vertiefte sich sofort wieder in die Zeitungslektüre und ich wagte nicht weiter zu fragen, sondern ließ mich an Tante Mathilde's Seite nieder, und versuchte eine anderweitige Unterhaltung anzuknüpfen. Es gelang mir indessen schlecht, meine Gedanken auf die gewöhnlichen Tagesinteressen und gesellschaftlichen Beziehungen zu richten. Unablässig schweiften sie zu Theodor und dem geheimnißvollen Kranken hinüber, und mit wachsender Ungeduld folgte ich dem Zeiger der holzgeschnitzten Wanduhr, der mir nicht von der Stelle zu rücken und die sehnsüchtig erwartete Heimkehr meines Mannes bis in das Unbegreifliche zu verzögern schien. Auch die Tante war nicht in Stimmung für eine längere Ausdehnung der Unterhaltung und so

gewährte es mir eine wahre Erleichterung, als sie gegen zehn Uhr aufstand und sich, allzu große Ermüdung vorschützend, auf ihr Zimmer begab, wohin ihr der Onkel folgte.

„Vergieb mir, daß ich Dich Dir selbst überlasse, liebste Elsa," sagte er freundlich. „Da aber Dein Mann möglicher Weise die ganze Nacht hindurch nicht wiederkehrt, so würde ich ihn doch nicht erwarten können!"

Ich entgegnete, daß mir seine Maßnahme eine wahre Beruhigung gewähre und bat ihn, sich in keiner Weise mit mir zu beschäftigen. Aber mein Herz schlug fast hörbar vor steigender Unruhe und Besorgniß, als ich die Treppe zu meinem Schlafgemach erstieg, und noch immer vergeblich auf die Klingel der äußeren Thüre und die wohlbekannten Schritte meines Mannes lauschte.

„Hier ist soeben ein Billet für Sie abgegeben worden, Frau Doktorin!" sagte plötzlich die Stimme des Hausdieners, indem er mir nacheilte.

Ich stutzte und erkannte bei dem zitternden Scheine der Flurlampe sofort die Handschrift Theodors. Seine flüchtigen, nur leicht zusammengefalteten Zeilen lauteten wie folgt:

„Geliebte Frau!

Es ist unmöglich, Dir den Zustand des Kranken, den Kampf dieses energischen Willens gegen eine gebrochene Natur zu schildern, die ihren Dienst versagt. Jedenfalls ist er ein so verzweifelter, daß ein Ende noch nicht abzusehen und möglichst einige Erleichterung zu schaffen, einzige Pflicht des Arztes ist. Was ich an diesem Schmerzenslager erlebte, ist in jeder Hinsicht furchtbar zu nennen, und wird schwerlich jemals von mir vergessen werden. Daß hier noch Rettung möglich ist, glaube ich nicht, und würde sie auch für den Unglücklichen kaum begehrenswerth finden. Um so weniger aber darf ich von seinem Lager weichen, oder die Ueberwachung der hier nothwendigen, ebenso starken als gefährlichen Mittel einer Laienhand anvertrauen. Erwarte mich also für diese Nacht nicht mehr, und überhaupt zu keiner bestimmten Stunde zurück! — Du weißt, daß so bald als möglich zu Dir eilt

Dein Theodor."

Betrübt und mitleidsvoll starrte ich auf diese Worte nieder.

„Wer ist dieser Mann, wer kann es sein, dem mein Gatte dieses Opfer an Zeit und Kräften diese

ungewöhnliche Theilnahme widmet?" fragte ich mich schmerzlich enttäuscht. „Doch was zaudere ich noch, um mich mit fruchtlosen Voraussetzungen und quälenden Bildern zu martern? Ich will, ich muß ergründen, wer dieser Unglückliche ist und mir zugleich die Sorge um meinen Mann zu lindern suchen. Noch heute Abend, gleich in diesem Augenblick, will ich ihm nach, und nach jenem unseligen Hause gehen!"

Mit raschem Entschlusse und ohne irgend Jemand in mein Vorhaben einzuweihen, versah ich mich mit wärmender Umhüllung, und trat in die märchenhaft schöne, von Millionen von wandelnden Gestirnen erhellte Nacht hinaus, wo das erste Viertel des Mondes über den baumbewachsenen Hügeln zu meiner Linken stand, und das Meer im linden Wiederschein zu meiner Rechten brandete!

Es lag eine unendliche feierliche Ruhe, eine Ehrfurcht gebietende Weihe über dieser nächtlich schweigenden Natur. — Und doch leuchten jene ewigen Sterne, leuchtet jener in immer gleicher Majestät seine vorgezeichneten Bahnen wandelnde Mond auf so manches in Qual und Verzweiflung ringende Menschenherz, auf die soeben von meinem Manne geschilderten Jammerscenen nieder!" Dachte ich wehmüthig, und näherte mich dem bezeichneten Hause.

„Treten Sie ein, ich bitte!“ sagte dasselbe rothwangige Dienstmädchen, das Theodor vorher von Onkel Larocher gerufen hatte, und wischte sich die Augen. „Der Herr Doktor sind bei dem General, der aber von Niemandem etwas wissen will, sondern nur immer verzweifelt, bald nach dem Herrn Doktor und bald nach einem Prediger schreit. Es ist, als ob er außer seinem großen Körperleiden noch etwas Besonderes auf dem Gewissen hätte, und ich kann sagen, mir ist ganz unheimlich dabei zu Muthe. Unser Vater ist schon vor einer Viertelstunde nach dem Pfarrhause gelaufen, und will sehen, ob er den Pastor von dort herbeischaffen kann. Gott erbarme sich über solche Unglücksfälle!“

Ich folgte dem Mädchen in wachsender Beklommenheit in das kleine matt von zwei Lichtern erhellte Seitengemach, dessen Thüre sie geöffnet hatte.

„Sagen Sie meinem Manne nichts von meiner Anwesenheit!“ bedeutete ich ihr, während sie mir das Tuch abnahm, und einen Sessel an den Mitteltisch rückte. „Die Sorge um ihn und meine Theilnahme für den Leidenden trieb mich hierher, und da ich daheim unter diesen Umständen doch schwerlich Ruhe finden, und mich durch unabweisbare Vorstellungen

noch mehr erregen würde, so bin ich nach eigenem Ermessen, und auf die Gefahr meinen Mann unliebsam zu überraschen hieher gekommen. Hat er vielleicht später einen freien Augenblick, so werde ich ihn zu sprechen und mein Erscheinen hier bei ihm zu entschuldigen suchen."

Das Mädchen nickte verständnißvoll und ließ mich allein.

„War es nicht doch Unrecht, so lediglich meinen Besorgnissen und momentanen Eingebungen zu folgen?" dachte ich ängstlich und unruhig, so bald sie mich verlassen hatte. — „Nun, es ist geschehen! — Was sich auch ereignen, oder mir zu erfahren vorbehalten sein möge — ich werde die Folgen zu tragen, nur Theodor's berechtigten Vorwürfen geduldige Unterwerfung entgegenzusetzen wissen!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nur wer selbst die qualvolle und noch dazu verschuldete Situation peinvoller Erwartung und Ungewißheit kennen gelernt hat, wird sich von meinen Empfindungen in jenen, in dem kleinen Fischerstübchen von Kranz verlebten Minuten eine richtige Vorstellung machen. Mit klopfenden Pulsen und glühenden Wangen saß ich da, und fuhr bei jedem, auf dem Vorflur erschallenden Geräusch, bei jedem Oeffnen oder Schließen einer darauf hinführenden Thüre zusammen, als sei ich eine zur Richtstatt verurtheilte Verbrecherin.

„Das ist unerträglich! — Ich will wissen, was da drinnen vorgeht, was Alle, selbst meinen Mann, so geheimnißvoll fern hält, oder sogleich wieder nach Hause eilen!" sagte ich endlich, erhob mich und öffnete entschlossen die Zimmerthüre. Aber wie gebannt stand ich still, denn ein wilder Schrei der Verzweiflung drang

zu meinen Ohren, und deutlich vernahm ich jedes einzelne der unmittelbar darauf folgenden, von dem Kranken in äußerster Pein ausgestoßenen Worte.

„Schnell, schnell! einen Prediger, einen theilnehmenden Menschen vor dem ich beichten, mein beladenes Gewissen entlasten, damit ich sterben — so weit als möglich entsühnt vor das Angesicht des ewigen Richters treten kann!“ schrie er mit vor Todesangst bebender Stimme. Ein beruhigendes Flüstern, offenbar die Zusprache Theodors, ließ sich hören, doch es ward sofort wieder abgeschnitten. „Nein, nein, sagen Sie mir nichts, ich will, ich kann so nicht sterben, — kann vor ihm, der sich drohend zwischen mich und das Jenseits stellenden Gestalt des einstmals geliebten und dennoch so schnöde verrathenen Freundes nicht sterben!“ rief der Kranke wieder halb flehend, halb drohend, und mit herzergreifendem Tone. „Glauben Sie denn, daß ich ein frömmelnder Elender bin, — daß ich, der ich dem Tode in unzähligen Schlachten unerschrocken ins Antlitz geschaut, nun plötzlich vor seinem Nahen in physische Furcht gerathen, oder mich vor der natürlichen Vernichtung des Leibes fürchten könnte? — Bah, Thorheit! Elender, mich vor mir selber erniedrigender Argwohn! — Was gilt mir der Tod, wenn ich meine Schuld ehrlich be-

kannt, — wenn ich ihm — meinem Bernhard, — durch geweihten Mund gesagt: daß ich ihm sein Weib gestohlen, — seinen Fluch verdient, — und diesen durch mein Leben bitter und ruhelos empfunden habe!" — der Name „Bernhard" durchzuckte mich, als habe mich ein elektrischer Schlag getroffen. Bebend hielt ich mich, bei dem plötzlichen Verstummen des Kranken, an dem Thürpfosten, um vor der Ungeheuerlichkeit der zwar dunkel geahnten, mich nun aber doch fast überwältigenden Offenbarung Stand zu halten. War er, dieser im Beisein meines Mannes mit dem Tode ringende, jener Eugen, der meinem Großvater die größte Schmach angethan, sein Leben vergiftet und auch gewissermaßen den frühen Verlust meiner Mutter verschuldet hatte? Und hatte mich jene oftmals lange zögernde, aber nichts desto weniger streng und unerbittlich waltende Nemesis an dieses Sterbelager geführt, um Zeugin ihrer niederschmetternden Gerechtigkeit und eines Auftrittes zu sein, der grauenhafter und erschütternder schwer gedacht werden konnte? Unwillkürlich schauderte ich, und bedeckte die Augen mit der Hand, um mich einige Momente zu sammeln, und mein Inneres auf das ge-

waltige Herzens- und Lebensdrama zu richten, das sich mir hier entschleierte. Ich empfand es nicht mehr als ein Unrecht, das ich hier stand. Es erschien mir vielmehr als eine ebenso gerechte als wunderbare Fügung, daß gerade ich, die ich gleichfalls unter dem zeitweisen Druck der Verhältnisse gelitten, und allein dem Herzen und dem Vertrauen meines Großvaters in dieser traurigen Angelegenheit einstmals nahe gestanden hatte, diese Bekenntnisse des Hauptschuldigen vernehmen musste.

Einige Momente blieb es lautlos still im Krankenzimmer. Hatte mein Gatte dem in Seelenpein Ringenden etwas entgegnet, so war es in zu leisem Tone geschehen, als das ich es vernehmen konnte. Aber desto schriller drang nun des Sterbenden wildes Hohngelächter, sein erneuter leidenschaftlicher Aufschrei durch die tiefe, mich umgebende Stille.

„Er kommt nicht, er wird nicht kommen, es ist Alles vergeblich!“ rief er außer sich, mit dem Tone der Verzweiflung. „So lassen Sie mich denn wenigstens Ihnen, dem sich mir theilnehmend nahenden Arzte sagen, was mir schier das Herz abdrückt, und mein armer Freund doch vielleicht durch Sie noch einmal erfahren möchte. Sagen Sie ihm dann: daß sich meine Verschuldung furchtbar gerächt, daß nichts von Allem,

was ich einst von jenem, im frevlen Rausche der Leidenschaft geschlossenen Bunde erwartet habe, in Wahrheit jemals mein geworden ist. Sobald der erste Liebeswahn sich ausgelebt, — die Zeit der Flitterwochen sich abgesponnen hatte, folgte die gegenseitige Ernüchterung, der sich nur zu bald auch die wechselseitige Unbefriedigung, — der gleiche Vorwurf gesellte. Mein Weib war durch mich nicht nur ihrem, sie zärtlich liebenden Gatten, sie war auch ihrem, Kinde untreu geworden, und die Sehnsucht nach demselben, die Gewissensbisse über diese Verleugnung des heiligsten Gefühles der Mutterbrust peinigten und verfolgten sie mit unerbittlicher Hartnäckigkeit! — Wir blieben kinderlos und das weckte meinen Grimm wie meine Eifersucht. So entfremdeten wir uns täglich mehr, und lebten schließlich zwar äußerlich wohlanständig, aber innerlich gänzlich getrennt und ohne Verständniß neben einander. Meine Frau wusste, daß ihr Kind am Leben sei, daß diese treulos verlassene Tochter sich zu einer blühenden Jungfrau, zu einer beglückenden Gattin und Mutter entwickelt hatte. — Indessen nicht minder wusste sie, daß jede Annäherung an Dieselbe, jeder noch so oberflächliche Beweis ihres Daseins oder ihrer

Theilnahme an dem Geschick der Tochter ihr für immer versagt, daß sie eine durch ihre Schuld aus derem Herzen Verstoßene sei, und litt unsäglich darunter."

„Und Sie versuchten nicht, ihr das immerhin der Leidenschaft für Sie gebrachte Opfer durch verdoppelte Zuneigung und Rücksichtnahme zu erleichtern?" fragte mein Mann mit mildem Vorwurf. „Sie konnten sie grausam in einem Kampfe verlassen, der gegen die Stimme der Natur und gegen die strafende Mahnung des Gewissens zugleich gerichtet, wohl geeignet war, ihre Kraft völlig zu brechen, und die Arme in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung zu stürzen?"

Es erfolgte keine Antwort.

Dann aber, nach kurzer Pause, drang plötzlich, ein Schrei, so wild und gellend, daß ich ihn noch heute zu hören meine, zu meinen entsetzten Ohren.

„Sophie, Sophie! Wo bist Du? Kannst nicht Du wenigstens kommen?" rief der Sterbende mit brechender Stimme, während mein Mann die Thüre des Krankenzimmers weit öffnete, und seinen Ruf nach der Verlangten mit der Stimme des Aermsten mischte. Dann kamen und gingen eilige Schritte. Eine andere Thüre wurde auf und zugeschlagen, und ich sah die Baronin von Walden, mehr einem Schatten denn

einer Lebenden ähnlich, in das Sterbezimmer eilen. Auch sie schloß, in der Angst und Aufregung des Augenblicks, die von meinem Manne geöffnete Thüre nicht, so daß ich den sich hier abspielenden Schreckensauftritt nunmehr gänzlich übersehen konnte.

„O komm, komm!" rief der General mit flehender Stimme, und suchte die Gestalt seiner Gattin zu umfassen, die schluchzend und mit gerungenen Händen neben ihm kniete. „Lasse mich Dir gegenüber wenigstens nochmals bekennen, was ich höhnend einstmals verlacht und was mir nun die Qual des Sterbens bis in's Unendliche zu verlängern droht. Ich will Dir sagen — Dich um Gottes Willen bitten — —"

Der Kopf des Sterbenden sank auf seine Brust und ein zwischen Keuchen und Stöhnen schwankenden Röcheln hemmte seine Rede.

„Eugen! Eugen!"

Die Baronin sah mit angstvoller Geberde zu ihrem unglücklichen Gatten auf, und mein Mann beugte sich, schnell ein Pulver in ein Glas Wasser schüttend, mitleidig über den Scheidenden.

„Wollen der Herr General — mögen Sie nicht von diesen Tropfen nehmen, die wenigstens vorübergehend Linderung versprechen?" — hörte ich ihn bittend

fragen, indem er das Glas an dessen Lippen führte. Der Leidende richtete sich mit äußerster Anstrengung empor:

„Es ist zu spät — es ist Alles vergeblich — vergeblich wie mein Wunsch die Vergangenheit zu sühnen — oder von dem Freunde ein Wort der Verzeihung, einen Blick der Vergebung zu erhalten!" stöhnte er, und sank in die stützenden Kissen zurück. „Kein Trost, — keine Rettung. Nicht einmal das heilige Sakrament darf ich als Bürgschaft einer Vergebung im Jenseits mit mir in die einsame Zelle des Grabes nehmen!"

Mit jammerndem Aufschrei fuhr die Baronin empor, während mein Mann antheilvoll auf den stockenden, unerbittlich entfliehenden Athem lauschte. Nochmals richtete sich der Sterbende matt empor, und sein brechendes Auge heftete sich mit flehendem Ausdruck nach Oben. Dann war es vorbei. Noch ein dumpfer Schrei, ein mühsam unterdrücktes Schluchzen, und die Baronin von Walden lag besinnungslos neben der Leiche ihres Gatten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Mein Mann, der in der Absicht der unglücklichen Baronin Hilfe herbeizuschaffen, in demselben Augenblick auf den Flur stürzte, fuhr bei meinem, ihn höchlichst überraschenden Anblick erschreckt zurück.

„Du hier? Du warst Zeugin dieses entsetzlichen Vorganges, Elsa?" fragte er bestürzt, während ich mich bebend mit und stummer Bitte an den Thürpfosten lehnte.

„O vergib, vergib, daß Liebe und Sorge für Dich, — daß eine Art von unbezwinglicher Neugier und Sehnsucht zugleich mich Dir nach, und an diese Stätte des Jammers geführt hat!" stammelte ich mit erhobenen Händen.

Er hauchte einen flüchtigen Kuß auf meine Stirn.

„Du hast Dich selbst mehr als genugsam bestraft!" sagte er hastig weitereilend. „Doch bleibe nun nicht

länger hier, denn Du siehst beunruhigend blaß und erschüttert aus, so daß ich Deine weitere Anwesenheit weder als Arzt noch als Gatte verantworten könnte. Später mehr von diesem Allen, aber vorläufig darf ich Dir, wie Du begreifen wirst, keinenfalls nach Hause folgen."

Ich fühlte mich dankbar und gerührt, so daß ich keinen Augenblick zögerte der erhaltenen Weisung nachzukommen. Auch sehnte ich mich lebhaft, dem Schauplatze dieser furchtbaren Eindrücke möglichst schleunig zu entrinnen, wenn ich sie auch aus meinen Gedanken nicht zu bannen vermochte. Unabläſſig verfolgte mich das Bild des verzweifelnd sterbenden Generals, und ich konnte nicht umhin diesen an Leib und Seele gebrochenen, körperlich gelähmten Mann mit der Vorstellung zusammen zu halten, die ich einst von dem lebenssprühenden, glänzenden Eugen durch meinen Großvater empfangen hatte. Und nun die Baronin — seine Frau, — die mir durch Bande des Blutes so nahe stand, und jetzt so grenzenlos einsam und elend war! — —

„Vergeben — vergessen!" rief ich mir selber in der ersten Eingebung meines Herzens zu, indem ich schwankenden Schrittes den nur matt beleuchteten Strand zur Woh-

nung des Onkels hinuntereilte, und die erwärmende Umhüllung fester um meine Schultern zog. Aber die von zartester Kindheit an so hoch verehrte Gestalt des Großvaters schien sich schon bei dem Gedanken daran drohend vor mir zu erheben, und der Ton, in dem er damals in Bezug auf die Baronin „Niemals, niemals?" sagte, verscheuchte das emporwallende Mitleid und ließ es in gänzlicher Hoffnungslosigkeit untergehen.

Erregt, betrübt und mit einem gewissen Gefühl nie gekannter Verlassenheit, langte ich endlich in der Wohnung des Onkels an, woselbst schon lange Alle in tiefem Schlummer ruhten. Ich empfand einen unerträglichen Druck, und die Luft in unserem kleinen, mir sonst stets so traulich erschienenen Zimmer, lastete zentnerschwer auf mir, bis ich mich endlich im Gebete zu Dem erhob, bei dem allein Lösung für alle Konflikte des Herzens und Lebens zu finden ist.

Leuchtend stieg die Sonne am folgenden Morgen über dem Seebade von Kranz herauf und weckte mich mit ihrem, alles Geschaffene vergoldendem Strahlenglanze aus meinem, von wüsten Bildern und unruhigen Träumen gestörten Schlafe. Aengstlich fuhr ich empor, überzeugte mich auf den ersten Blick, daß ich allein,

und mein Mann noch nicht heimgekehrt sei, und kleidete mich rasch an.

„Soll ich hinab ins Frühstückszimmer, wo ich Tante Mathilde vielleicht schon vor ihrem Bade antreffe, oder thue ich besser, zuvor einen Spaziergang zu machen, um meine erregten Gefühle zu sammeln und mich an der herrlichen Morgenluft zu erquicken?" fragte ich mich unschlüssig, sobald ich meine einfache Toilette beendet, und einen Blick auf die hölzerne Wanduhr geworfen hatte. Ein leises, aber deutlich vernehmbares Pochen gab mir die Antwort.

„Bist Du wach, liebe Elsa und schon angekleidet?" ertönte Tante Mathilde's liebreiche Stimme im Außenflur.

Ich bejahte verwundert und öffnete. „Nun dann folge mir, liebe Nichte, es ist Jemand unten, der Dich sofort zu sprechen verlangt!" fuhr Tante Mathilde dringlich fort, und begann die Treppe wieder hinab zu steigen.

„Wohin, zu wem soll ich Dir folgen, Tante! Es ist doch meinem Manne nichts Böses begegnet!" entrang es sich mir angstvoll und in jähem Schrecken.

Sie wandte das, ein wenig aufgeregte, Gesicht zu mir zurück, und hemmte ihren Schritt.

„Nichts was Theodor direkt betrifft, oder Dich um seinetwillen zu beunruhigen braucht!“ entgegnete sie kurz. „Doch komm selbst und sieh! Die Dame, die Dich in meinem Zimmer zu sprechen verlangt, hat es allein mit Dir zu thun und jede, selbst die wohlgemeinteste Einmischung würde in dieser delikaten Angelegenheit vom Uebel sein.“

Ich erbebte ahnungsvoll, denn ich fühlte instinktiv, daß ich vor etwas Ungewöhnlichem, vor einer erschütternden Entscheidung stand. Aber ich wagte nicht weiter in Tante Mathilde zu dringen, oder sie mit Fragen zu bestürmen, die sie ersichtlich nicht zu beantworten wünschte. So folgte ich ihr denn nach kurzem Zögern, um in wenigen Sekunden zaghaft und allein Derjenigen gegenüber zu stehen, deren Begegnung ich unter allen lebenden Menschen am meisten scheute, die ich um Alles gern vermieden hätte.

„Elsa, einziges Kind meiner sehnsuchtsvoll begehrten, leider so früh aus dem Leben geschiedenen Tochter!“ rief mir die Baronin von Walden entgegen, indem sie sich rasch vom Sopha erhob und mir entgegen eilte. „Muß ich Dir so zuerst, so nach diesen langen Jahren wieder begegnen? — Soll ich das Glück Deines Anblicks, nachdem ich mich so häufig vergeblich

gesehnt, um daß ich so oft zu Gott gefleht, nun jetzt und in einem Augenblick empfangen der es, mich kaum recht verstehen oder genießen läßt! — Aber gleichviel, Du bist da! — Ich will über nichts mehr klagen, mit dem Geschick nicht mehr hadern, da es mir diesen Herzenswunsch erfüllt, und mir endlich Gelegenheit bietet, Dich an mein Herz zu schließen!"

Ihr Ton klang herzbewegend, und mit geöffneten Armen und feuchten Augen eilte sie auf mich zu um mich zu umfangen. Doch kalt — mir selbst noch oft in meiner plötzlichen harten Grausamkeit ein Räthsel, — trat ich zurück. Alles, was ich einst für diese Frau in stillem Mitgefühl empfunden — das mystische Geheimniß in das sich ihre Gestalt vor meinem inneren Auge gehüllt, die Thränen die ich um sie vergossen, die Gebete die schon meine kindlichen Lippen für die „gute Unbekannte" gestammelt hatten — Alles, Alles erlosch wie ein wesenloses Phantom vor Dem, was sie meinem Großvater angethan — in meinem Herzen. Das Gefühl seiner, durch sie auf ihn gehäuften Schmach, die Macht der Vergeltung, die Gottes wunderbare Fügung nun so unvermuthet in meine Hand gelegt, und das Gefühl der Pflicht sie an seiner Stelle zu üben, dieses einzig und allein behielt die Oberhand.

„Wer sind Sie, gnädige Frau, was können — was dürfen Sie mir jemals sein?“ fragte ich mit eisigem Tone, und sah ihr fest ins Gesicht. „Ich kenne Sie nicht. Nur als Fremde kann ich, — will ich Ihnen gegenüber stehen!“

Sie entfärbte sich und ließ die weit geöffneten Arme sinken.

„Du kennst mich nicht, Elsa, Du willst und darfst mich nicht kennen?“ fragte sie vorwurfsvoll und weich, „Und doch hat sich mein Herz durch mehr denn ein halbes Menschenalter nach Deinem Anblick, nach Deiner Umarmung gesehnt, — doch hoffte ich in Dir das theure Vermächtniß meiner frühe dem Leben entrissenen Tochter, den einzigen Trost zu finden, dessen mein, durch eigenes und fremdes Verschulden gebrochenes Herz noch fähig ist. Und Du wolltest ihn mir versagen? — Du wolltest Dich hart und grausam Derjenigen entziehen, die durch die engsten Bande des Blutes mit Dir verbunden — Dir jetzt in gänzlicher Vereinsamung und Verlassenheit entgegengeführt worden ist?“

Einen Augenblick blieb ich unschlüssig, und blickte zweifelnd und mitleidig auf die, mir naturgemäß so nahe stehende Frau, deren gebleichte Haare und thränen-

feuchte Augen von tiefem Gram und Kummer redeten Dann aber ergriff mich die Entrüstung über das, was sie den Meinen, was sie mir selber angethan, mit erneuter, fast dämonischer Gewalt, und in mir selbst erschauernd, erhob ich beide Hände in heftiger Abwehr gegen sie.

„Ich will nichts davon wissen, nichts weiter hören, denn jedes fernere, von mir freiwillig vernommene Wort scheint mir eine Verletzung der Pflicht gegen meinen geliebten, von mir so innig verehrten Großvater zu sein!“ rief ich leidenschaftlich und wandte mich ab. — „Er hasst und verachtet Sie, sein sonst so liebevolles Gemüth trägt Ihnen nichts als dauernde Erbitterung, — unauslöschlichen Groll entgegen. Dringen Sie daher nicht weiter in mich, denn ich kann Nichts für sie sein, — Ihnen, so lange mein Großvater lebt, niemals näher treten!“

Sie zuckte zusammen, als habe sie ein Schlag getroffen und trat nun auch zurück. Dann lachte sie bitter.

„Ah, steht es so?“ fragte sie mit herbem Ton. „Du wähnst also, daß ich die einzig Schuldige in den Verirrungen der Vergangenheit bin, und meinst, daß Du mich um Anderer willen, die wahrlich auch gefehlt, — so grausam von Dir zu stoßen, so hart zu richten

verpflichtest seist? — Nun wohlan! — Wer für berechtigte Ansprüche der Natur kein Gefühl, für die Liebe eines zwar schuldigen, aber doch warm und menschlich empfindenden Herzens kein Mitleid besitzt, zu dem will auch ich heute mein erstes und letztes Wort gesprochen haben!“

Sie wandte sich kurz und war verschwunden. Wie eine Träumende, und doch von dem soeben Erlebten bis in das Innerste erschüttert sah ich ihr nach, und sank dann halb bewusstlos auf einen in der Nähe befindlichen Stuhl. Hier fand mich mein Mann, der die Baronin zu mir geleitet, aber sich jeder Einmischung in meine Handlungsweise bei dieser Veranlassung geflissentlich enthalten hatte. Sanft hob er mich auf, und trug mich auf mein Bett, das ich mehrere Tage fiebernd hüten musste. Erkältung, Kummer und Aufregung waren zu viel für mich gewesen, und die überreizte und ermüdete Natur suchte und fand in wohlthuendem Schlummer die momentane Vergessenheit, deren sie so dringend bedürftig war.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Monate waren verflossen und ich längst in die Heimat und zu unserem Lieblinge zurückgekehrt, der sich unter Friedrikens Obhut und Fürsorge prächtig entwickelt hatte. Die entsetzliche Katastrophe mit Allem, was sich für mich daran geknüpft, war natürlich dem Großvater zu Ohren gekommen, und mein Verhalten dabei vollkommen von ihm gebilligt worden.

„Habe Dank, mein Kind!" sagte er eines Tages, als er mich besucht und zu einer persönlichen Mittheilung über den Tod des Generals und das Zusammentreffen mit meiner Großmutter veranlasst hatte.

„Hättest Du weniger treu Deine Pflicht gegen mich befolgt, so würdest Du mich auf das Tiefste verletzt, meinen Lebensabend erneut getrübt, und die Bande zwischen uns zerissen haben. Denn ich kann und werde nie verzeihen. Mag die Baronin ernten, was sie ge-

säet, und den Kelch nun selber bis zur Hefe leeren, den sie Anderen kredenzt und damit ihr Leben zerrüttet hat."

Man kann sich wohl denken, daß ich bei diesen unerbittlichen Anschauungen des Großvaters Alles mit Sorgfalt vermied, was diesen traurigen Gegenstand berühren oder zu weiteren unfruchtbaren Erörterungen über denselben führen konnte. Ich hörte nur noch hin und wieder durch Tante Mathilde oder Onkel Larocher von der traurigen, durch die Hoffnungslosigkeit einer versöhnenden Annäherung zwiefach traurigen Existenz meiner Großmutter, die natürlich ihre, schon längere Zeit stark erschütterte Gesundheit gänzlich zu untergraben drohte. Tiefes Mitleid, verbunden mit der Erinnerung an meine nothgedrungene, fast an Grausamkeit streifende Härte, bemächtigte sich meiner mehr und mehr. Ich hätte viel, unendlich viel darum gegeben, wenn ich ihr Loos hätte erleichtern, einige Freudenstunden in ihr vereinsamtes Alter bringen dürfen doch daran war nicht zu denken, und der Unmöglichkeit hatte ich nichts als stumme Ergebung entgegen zu setzen. — So zog erneut ein Jahr vorüber, ohne daß sich in dieser Lage der Dinge irgend etwas geändert hätte. Da saß ich an einem sonnigen Oktobertage an dem Fenster meines

Wohnzimmers, und schaute gedankenvoll auf den blauen Azur des Himmels und die in üppiger Farbenpracht prangenden Georginengruppen unseres hübschen Gärtchens nieder. Mein kleiner Bernhard spielte zu meinen Füßen und tummelte sich, oft fröhlich aufjauchzend, mit Peitsche und Steckenpferd, während ich ihm nur hin und wieder, ganz gegen meine Gewohnheit, einige Aufmerksamkeit schenkte. Denn ein Gefühl von Wehmuth, gemischt mit einer Art von Reue, ergriff mich heute wieder mit nicht zu bannender Allgewalt.

„Wie mag es ihr, der Baronin von Walden, meiner unglücklichen Großmutter wohl ergehen?" fragte ich mich immer von Neuem und mit leisem Seufzen. Nach den letzten Mittheilungen der Larocher'schen Verwandten versinkt die Aermste in immer tiefere Melancholie, und auch ihr Gesundheitszustand scheint immer hoffnungsloser zu werden. Ist es da nicht doch meine Pflicht, nochmals einen Versuch bei dem Großvater zu wagen, und von ihm die Erlaubniß für irgend einen Beweis meiner Theilnahme auszuwirken?

Noch mit diesen und ähnlichen Vorstellungen beschäftigt, bemerkte ich den, um die Akazienhecke biegenden Postboten, der mir schon von Weitem einen Brief entgegenhielt.

„Was hat das zu so ungewöhnlicher Stunde zu bedeuten?“ fragte ich mich, sprang empor und eilte ihm entgegen.

„Ich bringe einen durch Eilboten zu befördernden Brief, Frau Doktorin!“ sagte der wackere Mann, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Ich griff hastig danach und las wie folgt:

„Meine liebe Nichte!

Die Tage der Baronin von Walden, Deiner Großmutter, sind gezählt, und sie wird, nach Ausspruch des Berliner Arztes, zu dem ich sie auf ihre inständigen Bitten begleitet habe, diesen Herbst schwerlich überleben. Die Leidende ist völlig über ihren Zustand orientirt, und scheint dem Tode nicht nur gefasst, sondern sogar mit einer Art von Sehnsucht entgegenzugehen. An die Möglichkeit einer Aussöhnung mit ihrem einstigen Gatten denkt sie nicht mehr; aber der Gedanke, daß sie Dich wirklich dauernd ebenso hart und unerbittlich finden, — Dich, — die einzige Tochter der ihrigen, — nicht ein Mal an ihr Herz schließen, — kein freundliches Wort aus Deinem Munde vernehmen sollte, — ist ihr offenbar allzu schmerzlich. Da erscheint es mir denn

doch geboten, Dir, liebe Elsa, dieses mitzutheilen und Dich nochmals ernstlich zu fragen: „ob jede Aussicht, Dich an diesem trostlosen Sterbebette zu sehen, vergeblich ist?“ Ich will, das glaube mir Elsa, die Baronin von Walden sicher nicht entschuldigen oder ihrer einstigen in jeder Hinsicht unverantwortlichen Handlungsweise irgendwie eine Fürsprecherin sein. Aber ob Du berechtigt bist, Deine Pietät gegen Deinen Großvater so weit zu treiben, daß Du sowohl die Gebote des Christenthums als auch jene, nun doch einmal unabänderlichen Bande des Blutes, gänzlich darüber in den Hintergrund stellst, erscheint mir mehr als zweifelhaft. So wage denn, ich beschwöre Dich, nochmals den Versuch Deine Herreise von dem Großvater zu erbitten, und der Sterbenden zu gewähren, was der Lebenden hartnäckig versagt geblieben ist. Ich hoffe auf Deinen Muth, auf seine, wenn auch vielleicht nicht ohne Kampf zu erringende Zustimmung, damit ich Dich bald hier, und als Spenderin des einzigen, bei Deiner unglücklichen Großmutter noch möglichen Trostes erblicke. In dieser festen Zuversicht

Deine

treue Tante Mathilde.“

Der Brief entsank meiner Hand, und meine Pulse schlugen fieberisch, so gewaltig war der durch diese Mittheilung hervorgerufene Kampf in meiner Seele. Endlich siegte das Mitleid, verbunden mit dem reumüthigen Gefühl meiner damals geübten unerbittlichen Härte gegen die unselige Frau, über jedes weitere Bedenken. Selbst die Furcht, den Großvater zu verletzen, und mich mit ihm zu überwerfen, trat davor in den Hintergrund.

„Ich will zu ihr nach Berlin, will sie sehen, bevor sie für immer aus diesem Leben scheidet, mich um meiner einseitigen Parteinahme und Herzenshärte willen noch im Jenseits verklagt und verurtheilt!“ rief ich heftig und sprang empor. „Aber jetzt, sogleich nach Waldberg und zum Großvater! Er soll Alles lesen und wissen, damit er mich endlich frei giebt, mich nach diesem Vorfall meine eigenen Wege gehen, nach meinem eigenen Ermessen handeln läßt. Soll ich es dann entgelten, und lehnt er selbst dieses, im Angesichte des Todes geforderte Zugeständniß in Haß und unbesiegbarer Bitterkeit ab, nun, so werde ich für mich selbst zu entscheiden und zu handeln wissen!“

Ich nahm meinen kleinen Bernhard vom Boden auf, und drückte einen innigen Kuß auf seine reine

Stirn und die süßen Augen, die sich so unschuldig fragend auf mich richteten. Dann trug ich ihn zu seiner im Nebengemache beschäftigten Wärterin. „Gieb wohl Acht auf ihn, Marie, und sage meinem Manne, daß mich eine unaufschiebbare Angelegenheit auf einige Stunden nach Waldberg geführt hat, im Falle er früher von seinen Krankenbesuchen heimkehren sollte!" rief ich ihr zu, und zog die Klingel, um das sofortige Anspannen meines kleinen, mir von Theodor zur Disposition gestellten Einspänners zu befehlen. Dann eilte ich, den Brief der Tante Mathilde sorgsam einsteckend, die Treppe hinab, und rollte nach ungefähr zehn Minuten die Landstraße nach Waldberg zu dem Besuche des Großvaters hinab, dem ich zwar mit der Ruhe, die ein unumstößlich gefasster Entschluß verleiht, aber dennoch nicht ohne Zagen entgegen sah.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mein Großvater saß, gemüthlich seine Pfeife rauchend, und in das Lesen der Spenerschen Zeitung vertieft, auf der Bank des steinernen Perrons vor seinem Forsthause. Fast erschrocken blickte er auf, als mein leichtes Gefährt plötzlich im Schatten der alten Eichen und Föhren heran rollte.

„Es ist doch kein böser Vorfall, der Dich heute und zu so ungewohnter Stunde zu mir führt?" fragte er ängstlich besorgt, und bot mir die Hand, um mir beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Wie man es nehmen will, lieber Großvater!" entgegnete ich gepresst. „Darf ich Dich wohl bitten, mir einige Augenblicke ungestörten Gehörs zu schenken?"

Er nickte zustimmend, und führte mich sorgsam die steinernen Stufen hinauf durch den kleinen Vorflur in sein Wohnzimmer.

„Nimm Platz, liebe Elsa!“ sagte er mit dem lieb-reichen Tone, der mir von jeher so sympathisch an das Herz zu dringen pflegte: Dann wies er auf einen Stuhl, und ließ sich selbst in den wohlbekannten alten Lederfessel gleiten, auf dem er mir einst die tragische Geschichte seines Lebens erzählt, und in wehmuthsvoller Erinnerung gebeichtet hatte. — Ein Gefühl unsäglicher Beklommenheit kam über mich, und schmerzlich bewegt ließ ich mein Auge auf dem traulichen, schon vom Widerscheine des Abendrothes verklärten Gemache und der Gestalt des theuren Greises ruhen.

„Nun, Elsa, was giebt es?“ fragte dieser nach einer kurzen Pause, in der ich vergeblich nach den einleitenden, für das unliebsame Thema am sichersten geeigneten Worten suchte.

Ich zögerte einen Moment. Dann sprang ich, wie von plötzlicher Eingebung ergriffen, empor, sank halb zu seinen Füßen nieder und umfasste seine Kniee.

„Daß ich Dir weh thun muß, Großvater, daß ich Dein Herz verletzen, Deinen Zorn auf mich laden, oder mein Gewissen mit einer, niemals zu sühnenden Sünde beschweren, und einer Sterbenden selbst noch den letzten, ersehnten Trost versagen muß!“ rief ich schluchzend, und

sah beschwörend in sein, sich fragend und starr auf mich richtendes Gesicht.

„Von wem sprichst Du, Elsa, und was hat das Alles zu bedeuten?“ fragte er kalt, und suchte sich von meinen ihn umschlingenden Armen frei zu machen.

„Lies, lies!“ fiel ich eifrig ein, zog Tante Mathildens Brief aus der Tasche, und reichte ihn ihm. Ueberrascht griff er darnach, that einen flüchtigen Blick hinein, und schleuderte ihn dann, als habe ihn ein böses Insekt berührt, heftig fort.

„Immer noch Das, — immer noch diese mühsam und gewaltsam verscheuchten Furien und Dämonen der Vergangenheit geweckt, und gegen meinen ausdrücklichen Befehl hervorgerufen!“ brauste er auf, und stieß mich unsanft zurück. „Und Du selber, — Du, die Du allein unter Allen den tiefen Stachel dieser giftigen Nattern kennst, und daher besser als alle Anderen ermessen kannst, was Du mir damit thust, — Du kannst es wagen, mich erneut damit zu reizen, zu verwunden, und zu peinigen?“

Ich fühlte mich erbleichen, aber des Großvaters vorwurfsvoller Zorn, seine leidenschaftliche Heftigkeit ermuthigten mich zum Widerstande, und stählten mich zur Durchführung des einmal als recht er-

kannten Beschlusses weit wirksamer, als wenn er mir liebreiche Milde und Ruhe entgegengebracht hätte.

„Ja, ich wage es, Großvater, wage es, auch wenn Du mir zürnen, mir Deine, mich von jeher so beglückende Zuneigung entziehen, und Dich von mir wenden solltest!“ entgegnete ich so schroff und fest, daß ich es noch heute kaum begreife, und erhob mich stolz. „Denn selbst über Deinen Willen ehre ich den Willen Gottes, — ehre ich die heiligen, mir von Jugend auf eingeprägten Gebote des Christenthumes und der Menschlichkeit! — Nein, sieh mich nicht so zornig und mit schmerzlichem Vorwurfe an, Großpapa, weil ich diese Gebote nunmehr rücksichtslos zu üben, — sie selbst noch zu befolgen gedenke, wenn sie mit Deinen Ansichten, Anforderungen und Befehlen nicht übereinstimmen, und zu ihnen in Widerspruch treten sollten. Ich bin hart bis zur Grausamkeit, ich bin lieblos und unverantwortlich zurückstoßend gegen eine, mir durch die Bande des Blutes nur zu nahe stehende Persönlichkeit gewesen, — weil ich wusste welchen Haß, welche unbesiegbare Bitterkeit Du für sie in der Seele trägst. — Aber damals war die Baronin von Walden lebend und gesund, — jetzt wird sie mir sterbend gegenüberstehen. Das ist für mich ein Unterschied, und hat

mir die Binde vollends von den Augen gerissen, die Verehrung und Pietät, wie ein unbedingtes Vertrauen in Deine Handlungsweise mir umgelegt hatten. Ich bin nicht Deine Richterin, Großvater, — aber ebenso wenig will ich Deine Rächerin sein! — Thue Du, was Du nicht ändern kannst, — ja vielleicht auch nicht mehr ändern darfst. Mir aber gestatte, daß ich mich frei mache, frei von den bisher willig, wenn auch bereits mit Gewissensskrupeln getragenen Fesseln, die Deine liebevolle Zärtlichkeit schon dem unmündigen Kinde umgelegt, und die meine Liebe und Dankbarkeit niemals zu lösen für möglich gehalten hat. Ich reise morgen früh stehenden Fußes nach Berlin, denn ich will die Mutter meiner unvergesslichen Mutter, die Unselige, die sich so lange vergeblich nach meiner Nähe, nach meinem verzeihenden Kindeskuß gesehnt, nicht ohne denselben sterben lassen. Dir dieses offen und ehrlich zu sagen kam ich heute hieher. Alles Weitere liegt in Deiner Hand, und ich werde, wie schwer sie mich auch treffen mögen, mit Gottes Beistand die Folgen auf mich zu nehmen und zu tragen wissen!"

Ruhig, und doch vor innerer Erregung glühend, sprachlos und als müsse er sich besinnen, ob ich es wirklich sei, blickte mich der Großvater an, der jetzt

ebenfalls emporgesprungen war. Dann vergrub er sein Gesicht in seinen Händen, wandte sich kurz um, und schritt schnell und festen Trittes nach der Thür.

Unwillkürlich eilte ich ihm nach, doch er hielt schon den Griff der Klinke.

„Nichts mehr, keine Silbe weiter!“ sagte er mit dumpfem, so erregtem Tone, daß ich mich nicht zu rühren, geschweige denn mich ihm zu nähern wagte.

„Handle, wie Du es verantworten zu können meinst, aber wähne nicht, daß Du mich zu beeinflussen oder gar wankend zu machen vermagst. Nichts wird mich jemals in dem, was ich durch lange Jahrzehnte als mein gutes Recht erkannt, als eine Art von Glaubensüberzeugung gehegt und mit mir herumgetragen habe, beirren oder zu erschüttern vermögen. Es hat Alles hienieden seine Grenze, — jedes Ding sein Maß und Ziel, — auch das Vergeben eines Menschenherzens. So denke denn von mir, wie Du willst. Klage mich an, tadle und verurtheile mich, aber sage niemals, „daß ich mir selber untreu geworden bin, daß ich das mir selbst gegebene Gelübde verletzt, um Deiner Bitten und Thränen willen zu vergessen und zu vergeben geheuchelt habe.“ So sei und bleibe

es denn gesagt. Ein Mal, — das glaube mir, mein Kind — wird uns Allen die Stunde letzter, gerechter Vergeltung schlagen!"

Er winkte leicht, drückte die Klinke ins Schloß und ich hörte die Thüre dröhnend hinter ihm zufallen. Halb betäubt, — halb entsetzt stand ich da, und zog fröstelnd das Tuch um meine Schultern. Dann ging ich langsam, wie im Traume wandelnd, hinaus, wo ich mein kleines Gefährt unter dem Schutze der Bäume haltend fand, es schnell bestieg, und eilends nach Hause fuhr.

„Welche Unbeugsamkeit!" sagte ich, halb erschrocken, halb imponirt zu mir selbst. „Ich werde also, was den Großvater betrifft, nach dieser Seite hin niemals etwas zu hoffen haben!"

Dreißigstes Kapitel.

Zu Hause angelangt, traf ich meinen Mann und meinen Vater, den der Erstere auf seiner Patiententour zufällig angetroffen, und zu seiner Begleitung beredet hatte.

Mit kurzen Worten theilte ich also Beiden den Inhalt von Tante Mathildens Schreiben und meine Unterredung mit dem Großvater mit, fügte aber hinzu: „Daß ich trotz der letzteren unwiderruflich entschlossen sei, gleich den folgenden Morgen nach Berlin zu fahren, um die Baronin von Walden aufzusuchen.“ Mein Entschluß wurde nicht nur in keiner Weise bekämpft, sondern er fand zu meiner Genugthuung beider Herren volle Billigung.

„Ich bedaure nur, Dich nicht selbst dorthin bringen zu dürfen, meine theure Elsa!“ sagte Theodor.

„Indessen fühle ich mich augenblicklich durch zwei schwere Krankheitsfälle in unserer nächsten Nachbarschaft, die meine Aufmerksamkeit gänzlich in Anspruch nehmen, zu sehr gefesselt, als daß ich diesem Wunsche Genüge leisten könnte!“

„Um so lieber werde ich Dich vertreten und meine Elsa nach Berlin begleiten!“ fiel mein Vater ein. „Denn erst heute Morgen erhielt ich einen Ruf zu meinem Geschäftsanwalt dorthin und so wird mir diese Reise mit meiner Tochter doppelt angenehm sein.“

Natürlich waren wir sämmtlich sehr zufriedengestellt und den folgenden Morgen rollte ich mit derselben Schnellpost, die mich vor etwa achtzehn Jahren zuerst der Residenz entgegengeführt und wiederum an des Vaters Seite zu deren Thoren. Aber wie anders war Alles um mich und in mir geworden, und welcher ernsten, damals nicht entfernt für möglich gehaltenen Begegnung sollten mich die rüstigen Postpferde, das lustig schmetternde Horn ihres Kutschers entgegenführen! Ich konnte in Wahrheit von jener Fahrt und den durch dieselbe angeregten Gedanken und Erinnerungen mit den Worten eines kleinen, viel gesungenen Liedes sagen:

„Es zogen Menschen, — Dinge,
An meinem Blick vorbei,
Bis ich mich endlich fragte:
Ob ich es selber sei.“

In Berlin angelangt, stiegen wir jetzt nicht mehr in dem gastlichen Hause Onkel Larocher's, sondern in dem, märkischen Gutsbesitzern so bekannten Gasthofe zum „Schwarzen Adler“ am Dönhofsplatze ab, und sobald als nur möglich beeilte ich mich Tante Mathilde, die mit der Baronin von Walden eine in der Nähe befindliche chambre garnie bezogen hatte, aufzusuchen. — Die Tante erhob einen Freudenschrei, als ich plötzlich vor ihr stand, und führte mich sofort in ihr kleines, nach dem Gensdarmenmarkt blickendes Vorderzimmer.

„Gott lohne Dir, daß Du gekommen bist, liebe Elsa!“ sagte sie mit feuchten Augen. „Eine bessere That, das glaube mir, liebes Kind, hättest Du schwerlich vollbringen können!“

„Aber wie steht es hier, Tante? — Ist wirklich jede Hoffnung auf Erhaltung für die arme Baronin ausgeschlossen?“ entgegnete ich schüchtern und gleichfalls ergriffen.

„Ja, liebe Elsa, und ich könnte sie auch unter bewandten Umständen niemals als eine Gnade betrachten! Doch Du wirst ja selber sehen und urtheilen! Die

arme Sophie ist nicht bettlägerig, aber sehr schwach und leidend. Möchte ihr die unverhoffte Erfüllung ihres heißen Wunsches, Dich in ihre Arme zu schließen, doch noch eine Freude gewähren."

So sprechend, nahm sie mir Hut und Mantel ab, und forderte mich auf, ihr sogleich in das hintere Gemach, das mehr Ruhe vor dem Straßenlärm bot, und zu Derjenigen zu folgen, der ich dieses Mal zuerst mit wahrhaft kindlichem Mitgefühl entgegen ging.

Die Baronin saß, den Unterkörper in weiche Decken gehüllt, auf dem Sopha inmitten des freundlichen kleinen Gemaches, durch dessen luftige weiße Gardinen die Strahlen der Sonne spielten, und ihr Antlitz mild beleuchteten. Der erste flüchtige Blick darauf zeigte mir, wie sehr sie sich verändert, und welche Verheerungen Kummer und Körperleiden in diesen einst so schönen Zügen angerichtet hatte. Das Haar, noch immer in aufgesteckten Flechten ihre Schläfe umrahmend, war schneeweiß, und ihre Wangen tief eingefallen. Nur ihre wunderbaren braunen Augen strahlten noch ausdrucksvoll, und schienen sich vor Erstaunen und Ueberraschung zu vergrößern, als sie sich jetzt auf meine Erscheinung richteten.

„Da ist sie, Sophie! Sie kam, wie Du gewünscht, wie ich so lebhaft gehofft und erwartet hatte!" sagte Tante Mathilde, und führte mich auf sie zu. Dann verschwand sie mit Blitzesschnelle, und wir waren allein.

„Großmutter!" — Ich erschrak vor der Innigkeit und Wärme meines eigenen Ausrufes, noch mehr aber vor dem gewaltigen, in dieser Weise nicht vermutheten Eindruck, den dieses eine Wort auf dieselbe machte. Denn ein Zittern und Schluchzen ließ sie erbeben, und einer Ohnmacht nahe beugte sie sich über mich, die ich vor ihr niedergesunken war.

„Kind, geliebtes Kind, ist es ein Traum, daß ich Dich, — die sich für immer von mir gewandt, — wirklich mit diesen Armen umfasse, daß ich Dich, bevor ich sterbe segnen, und alles Glück auf Dich herabflehen darf, das ich selbst verscherzt und in thörichter Verblendung von mir gestoßen habe?" sagte sie mit derselben weichen melodischen Stimme, die mir schon nach jener ersten Begegnung, deren Bedeutung meine kindliche Seele nicht entfernt geahnt, so unvergeßlich in den Ohren geklungen hatte. Ich beugte mich gleichfalls tief ergriffen über ihre weiße abgezehrte Hand, und küßte sie weinend, das Haupt in reuevoller Bewegung zur Erde gesenkt.

„Nein, nicht so, sieh mich an, meine Elsa, und lasse mich einmal tief in Deine Augen, in die lieben Züge Deines Antlitzes sehen, ob sie ihr, — ob sie Deiner Mutter gleichen!“ bat sie fast schmeichelnd, während ihre Linke mein Kinn umschloß, und mein Haupt sanft empor richtete „Ich muß — ich will das wissen,“ fuhr sie ebenso fort strich mein leicht gelocktes Haar aus der Stirn und betrachtete mich mit fast andächtiger Aufmerksamkeit. „Fast scheint es mir so, aber doch ist der Ausdruck ein so ganz verschiedener. Denn dieses lebhafte Auge, dieser entschlossene Zug um den Mund hat nichts mit jener leidenden Sanftmuth gemein, die das Gepräge ihres Seins und Wesens bildete.“

„O meine Mutter!“ rief ich unwillkürlich und faltete in wehmuthsvoller Erinnerung die Hände. „Ja, sie war einzig lieb und gut. Zorn und Leidenschaftlichkeit Anderer machten sie zwar verstummen, und schreckten sie in sich selbst zurück, Niemals aber ließen diese sie selber ungerecht oder gar bitter werden. Ich fürchte nur sie war zu weich und zartbesaitet für die Kämpfe und Kümmernisse, dieser Welt und glaube sicher, wir würden sie sonst nicht so früh und plötzlich verloren haben.“

Die Großmutter seufzte schwer. „O, daß ich sie verlassen, dieses mir durch Gottes Güte anvertraute Kleinod im Wahne der Leidenschaft pflichtlos vergessen, und mich somit der heiligsten Rechte auf immer begeben konnte!" sagte sie schmerzlich bewegt, und stützte das müde Haupt auf die Hand. „Ja, groß war meine Verirrung und Schuld, doch schwer — unsäglich schwer, — das glaube mir mein Kind, — habe ich sie auch gebüßt, und an ihren Folgen zu tragen gehabt. Anfänglich freilich und unter dem Banne jener dämonischen Macht, die man im alltäglichen Leben Liebe nennt, hört man wenig auf Gewissen und Pflicht, und wähnt sich leicht und ohne Weiteres damit abfinden zu können. Aber „der Wahn ist kurz, die Reu ist lang", das habe ich bis zum Aeußersten erfahren müssen. Denn was ich an ihm, — dem Gatten meiner Jugend gesündigt habe, Eugen, — mein zweiter Mann, hat es zu rächen verstanden. Von dem Augenblick an, da meine Scheidung von Deinem Großvater vollzogen, da ich vor Gott und Menschen die Gattin des Baron von Walden war, erkannte ich — leider zu spät — wie sehr mich dessen glänzende Aeußerlichkeit, sein rasch aufwallendes Gefühl über den Werth seines Charakters getäuscht, und daß die Hoffnung auf ein, durch des

Baron Liebe für jedes ihm gebrachte Opfer entschädigendes Glück ein eitles Trugbild gewesen war. Eugens Kälte und Gleichgültigkeit verletzte mich bald nicht weniger, als mich einst seine jäh entstandene, alle Hindernisse und Rücksichten, alle Gebote des Herzens und der Ehre mit Füßen tretende Liebesgluth geblendet, und selbst mit fortgerissen hatte. — Die Männer achten niemals, was sich ihnen auf Kosten der Ehre und Sitte hingegeben hat, und ich glaubte diese traurige Wahrnehmung gleich im Anfange meiner neuen Ehe zu machen. Bald fing ich an dies zu empfinden, und mit Berechtigung zu fürchten, daß der Baron von Walden den Schritt bereue, der mich für immer zur Seinen gemacht hatte. Meine demüthigste Hingabe und aufopferndste Zärtlichkeit genügten nicht mehr, die sich täglich mehrenden Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen, die verrauchte Leidenschaft, geheimer Vorwurf und der schwer auf ihm lastende Fluch des einstigen Freundes darauf lagerten. Ach, und was empfand ich dabei! — Wie grenzenlos einsam, elend und verlassen fühlte ich mich in der wachsenden Erkenntniß, daß ich ein wahres, mir von Gott in den Schooß geworfenes Glück einem trügerischen Phantom geopfert hatte. Ach ich lernte erst, als schon mein

selbsterwähltes Schicksal unwiderruflich besiegelt war, die eine, für jeden Sterblichen gleich beherzigenswerthe und bittere Wahrheit verstehen: „daß es keinen Frieden der Seele ohne ein gutes Gewissen, kein wahres und dauerndes Glück ohne treue Pflichterfüllung giebt, wohl aber eine unerbittliche Nemesis früher oder später ihre rächende Hand ausstreckt; — eine Dienerin der allmächtigen und gerechten Vorsehung!"

Meine Großmutter hatte mit steigendem Affekte und in einer Bewegung gesprochen, die mir unter wachsendem Erstaunen zeigte, welche jugendlich lebendige Empfindung noch in diesem körperlich dahinschwindenden und schwerleidenden Körper wohnte.

Erschöpft, aber ihre Hand noch segnend auf meine Stirne legend, sank sie in die Kissen zurück. Ein todesähnlicher Schlummer schien sie zu umfangen, dem kein dauerndes, mit klarem Bewusstsein begleitetes Erwachen mehr folgen sollte. Es war als ob das wunde Herz, die kampfesmüde Seele nur auf mein Erscheinen an ihrer Leidensstätte gewartet, und auch der zerrüttete Körper mit der Erfüllung dieses Wunsches seine letzte Lebensfähigkeit verloren habe. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Berlin hatte die arme Großmutter ausgelitten, und stand nun vor dem Throne dessen, der da

recht richtet, aber dennoch in seiner Barmherzigkeit spricht:

„Wer viel geliebt hat, dem soll auch viel vergeben werden.“

* *
*

Es bleibt mir wenig zu berichten. In den Bestimmungen der Verstorbenen fand sich, daß sie meinem kleinen Sohne ihr ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen vermacht, und nur ein geringfügiges Legat für Tante Mathilde, die stets gut und nachsichtig gegen sie gewesen sei, davon losgelöst hatte. Sonst enthielt das Testament nur einen Wunsch, der in Worten rührender Bitte seinen Ausdruck fand. Sie erbat nämlich flehentlich von Onkel Larocher, daß er ihrer sterblichen Hülle einen Ruheplatz neben ihrer Tochter vermitteln, und man sie an deren Seite in Hellholz, wo ihre Sehnsucht so oft geweilt, bestatten möge. Dieses, auch mit der Zustimmung des Großvaters zu erreichen, gelang ihm ohne große Mühe, wenn der Letztere auch nicht näher auf diese traurige Angelegenheit einzugehen, oder sich gar dabei zu betheiligen wünschte. So umstanden denn nur mein Gatte und mein Vater neben mir die offene Gruft, über die der Herbstwind unheimlich fortstrich

und von den alten, sie beschattenden Ulmen ganze Schauer von fallenden Blättern schüttelte.

„Also nicht einmal im Tode kann der Großvater verzeihen!“ dachte ich schmerzlich betrübt, während die erste Scholle Erde dumpf und dröhnend auf den Sarg fiel. Ich verstand es nicht, und es that mir unsäglich weh, wenn ich es auch, — nach Kenntniß seines Lebensschicksals und Charakters, kaum anders erwarten durfte. — Aber ihm Etwas darüber zu sagen, oder ihn zu befragen, wagte ich nicht mehr. Es musste, — wie traurig dieser selbst bis über das Grab hinaus währende Groll auch war, — schweigend erdulbet und getragen werden. —

So vergingen einige Wochen und die Oktoberstürme hatten den Nebeln des November weichen müssen. Da schlich ich eines Nachmittags, wie jetzt häufig, im schon einbrechendem Zwielichte zu der theuren Ruhestätte, die unmittelbar an der Dorfkirche lag. Ganz in Betrachtungen verloren bog ich um die Mauerecke und stand, — bis zum Aeußersten erschüttert, — vor dem Anblick still, der sich mir hier bot. An dem Grabe meiner Großmutter kniete mein Großvater, tief über dasselbe gebeugt und offenbar in ein brünstiges Gebet versunken.

Ich wagte kaum zu athmen, oder mich zu regen,

so bannte mich die Furcht, hier als unberufene Lauscherin entdeckt und verwiesen zu werden.

Plötzlich erhob sich mein Großvater, warf noch einen langen Blick auf das Grab, und ließ dann einen schönen, offenbar aus der Fremde gekommenen Kranz auf dasselbe niedergleiten. Ein unwillkürlicher Schrei entrang sich meiner Brust, und in wenigen Sekunden fühlte ich mich von den Armen des Großvaters umschlossen, mein pochendes Herz an dem seinigen schlagen.

„Gelobt sei Gott, gelobt sei seine Barmherzigkeit!“ murmelte ich dumpf, während meine Thränen unaufhaltsam flossen und sich mit den seinigen mischten.

Das tiefste Geheimniß eines Menschenherzens lag erschlossen vor meinem Geistesblick, und ich fühlte, daß sich von dieser Stunde ab selbst die mitleidslose Nemesis genug gethan hatte.

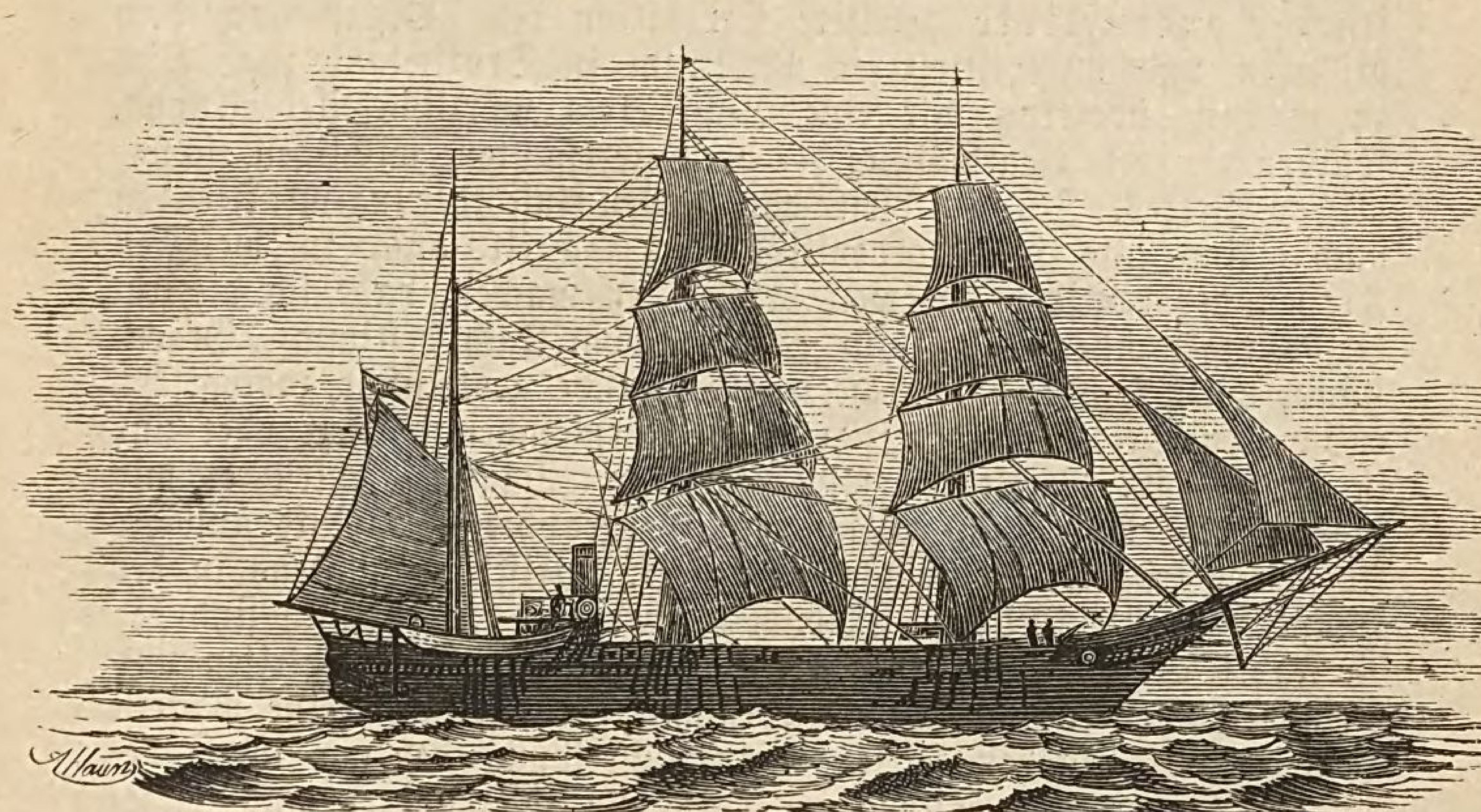
E n d e.

Berliner Buchdruckerei=Actien=Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette=Vereins.

Wohlfeile Ausgabe.
Durch alle Buchhandlungen für 6 Mark zu beziehen.

Die

Fahrt der „Vega“
um Asien und Europa



Die Vega.

nach Nordenskiöld's schwedischem Werke
frei bearbeitet
von
Dr. A. E. Wollheim, Chev. da Fonseca.

Mit 66 Illustrationen, 2 Karten und den Portraits von
Nordenskiöld und Palander.

Berlin 1883.
Verlag von Otto Janke.

In seinem Vorwort sagt der durch viele wissenschaftliche Werke bekannte Bearbeiter Dr. Wollheim in Berlin:

Der Herr Verleger dieses Buches, von dem, in jeder Beziehung gerechtfertigten Wunsche beseelt, die in der Geschichte der Entdeckungen epochemachende Auffindung der Nordostpassage durch die vom Professor Nordenskiöld geleitete Expedition der „Vega" auch dem größeren und unbemittelteren Publikum in Deutschland zugänglich zu machen, übertrug mir eine, nicht etwa wörtliche Uebersetzung, sondern die freie Bearbeitung des hochinteressanten, wichtigen, schwedischen Werkes. Ich kam dieser ehrenvollen Aufforderung mit Freuden nach. Um also die Nordenskiöldische Schrift auch in weiteren Kreisen der deutschen Lesewelt bekannt zu machen, habe ich die Untersuchungen über speziell für Männer vom Fach bestimmte Gegenstände, wie z. B. über botanische, mineralogische, geologische, zoologische, entomologische, meteorologische u. a. Forschungen gekürzt oder nur in ihren resp. Resultaten wiedergegeben. Dagegen schien es mir nothwendig, Alles was Geschichte, Geographie, Rückblicke auf die Abenteuer früherer Polarfahrer u. dergl. betrifft, wenigstens in der Hauptsache mitzutheilen. Besonders aber und ausführlich sind es: die Fahrt der „Vega" selbst, die Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren aller Art, welche der berühmte Verfasser und seine wackern Begleiter zu bestehen hatten, die Beschreibung der von ihnen besuchten Länder und Städte — kurz alle interessanten und merkwürdigen Erlebnisse der kühnen Seefahrer, welche der Bearbeiter, soweit es der Raum und die oben erwähnte Tendenz: das Wichtigste, Belehrendste und Interessanteste des großen, zwölf Hefte starken Originalwerkes auch dem Gros des deutschen Publikums mitzutheilen, zuließen, in den Hauptzügen fast vollständig nacherzählt und mit erläuternden geographischen, historischen, ethnologischen und mythologischen Anmerkungen versehen hat.

Indem ich um Nachsicht für die mühevolle Arbeit, statt eine einfache Uebersetzung zu geben, aus dem vielen Merkwürdigen das Merkwürdigste auszuwählen bitte, spreche ich hiermit öffentlich dem gelehrten Verfasser des schwedischen Werkes meine von Jedermann getheilte Bewunderung für seine und seiner Gefährten Kühnheit und Ausdauer aus, und statte ihm zugleich meinen Dank für den hohen Genuß, den er mir persöhnlich durch die für so viele Wissenschaften hochwichtige Arbeit bereitete, ab. Möge er denselben so freundlich empfangen, wie er aufrichtig gemeint ist.

Verlagsbuchhandlung von **Otto Janke** in **Berlin.**